

PERU



DEUTSCHE ANDEN-EXPEDITION 1971
TV. DIE NATURFREUNDE



Titelfoto:
Campa-Indianer

Andenexpedition 1971

Anden-Expedition 71



75 Jahre Naturfreunde

Träger der Expedition: Touristenverein „Die Naturfreunde“
Bundesgruppe Deutschland e. V.

Schirmherrschaft: Frau Bundesminister Käte Strobel



Grußwort
für die Anden-Expedition der Naturfreunde

Vor dem Abflug nach Südamerika wünsche ich der Jubiläums-Anden-Expedition der Naturfreunde guten Erfolg und glückliche, gesunde Rückkehr.

Nun hoffe ich, daß diese kleine Broschüre eine weite Verbreitung findet und gern gelesen wird.

So können auch die Nichtbergsteiger sowie die Freunde und Förderer der Naturfreunde ein wenig teilhaben an den Erlebnissen der Expedition und sich über die Ergebnisse und Erfahrungen unterrichten.

Käthe Stobel
Bundesminister für Jugend,
Familie und Gesundheit



Rolf Röcker, 33
Leiter



Peter Schiml, 30
Stv. Leiter



Dieter Fritz, 27
Gebietsplanung



Horst Güner, 31
Bekleidung



Walter Hummel, 29
Verpflegung



Dr. Volker Schwenkglens, 31
Arzt



Franz Wibmer, 33
Transport



Hansgeorg Winkler, 47
Völkerkunde



† Wilhelm Weber, 38
Techn. Ausrüstung

am 27.05.88

Grußwort

Anden-Expedition der deutschen Naturfreunde 1971

Die Anden-Expedition der deutschen Naturfreunde ist glücklich verlaufen.

Die Berichte und Ergebnisse liegen nun in dieser Broschüre vor. Sie informieren uns über die Erfolge, lassen uns aber auch die Schwierigkeiten und Strapazen nacherleben.

Unsere Bergsteiger haben mit viel Idealismus durch Erstbesteigungen, Vermessungen und Sammlungen ein kleines Stück Entwicklungshilfe und Forschungsarbeit geleistet. Ihnen gilt unser Dank.

Wir danken auch all denen, die mit Zuschüssen und Spenden, sei es von der öffentlichen Hand, von der Industrie oder von den Gliederungen und Mitgliedern unserer Organisation, die Expedition unterstützten und somit zum guten Gelingen beitrugen. Wenn neben dem sportlichen Erlebnis eine weitere Brücke zwischen den Völkern geschlagen werden konnte, dann hat die Expedition ihren Zweck erfüllt.

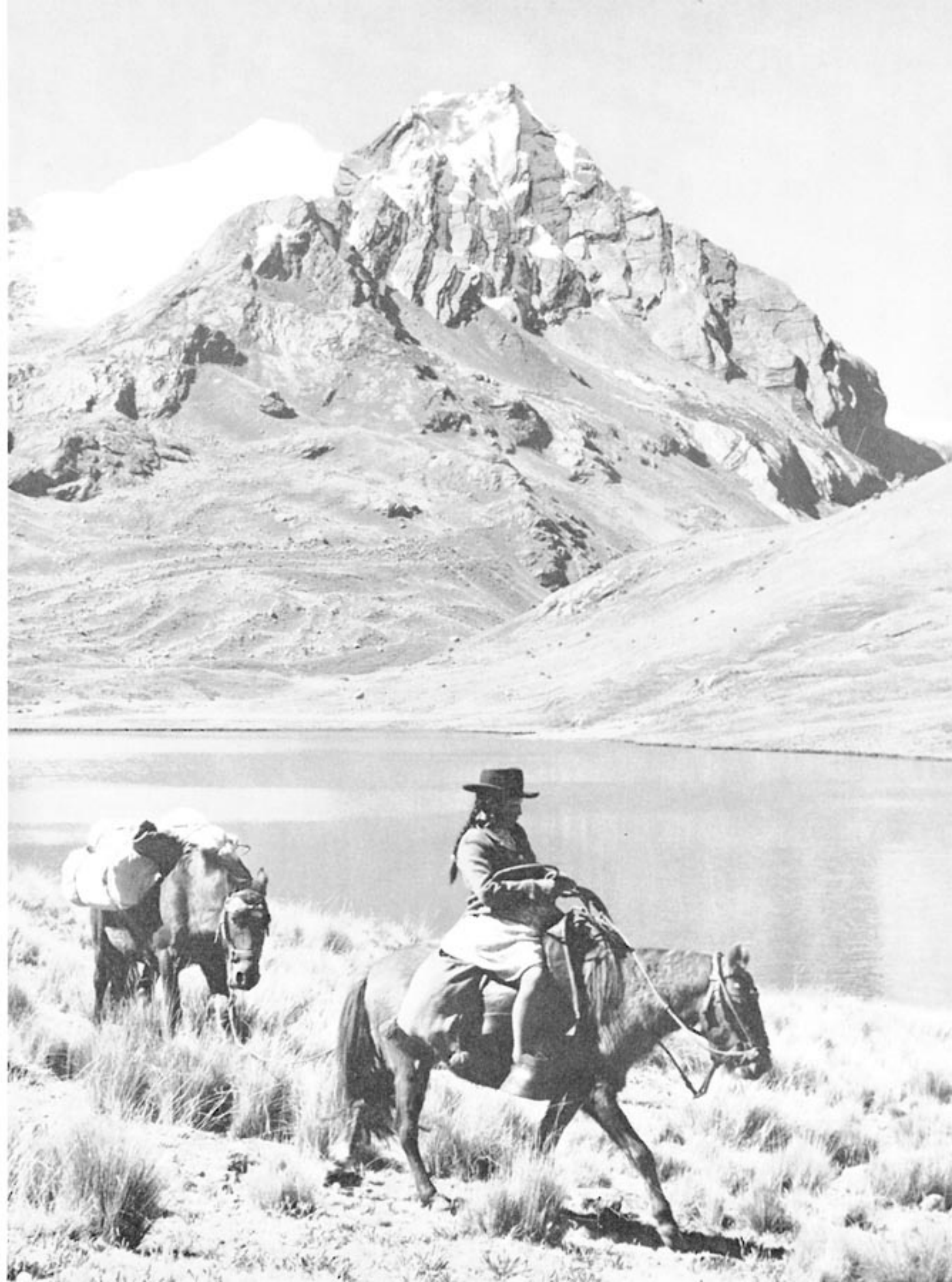
Walter Buckpesch
Bundesvorsitzender

Tagebuch- aufzeichnungen

17. 4. Verabschiedung in Frankfurt
Flug über Paris, Madrid, Port of Spain (Trinidad), Caracas, Bogota nach Lima
18. 4. Ankunft in Lima; Empfang durch Herrn Krauthausen, Direktor der Deutschen Schule
19. 4.—5. 5. Verhandlungen mit der Deutschen Botschaft, Ministerien und Zollbehörden über die Freigabe des Seegepäcks
Besichtigung von Lima; Ausflüge in die Umgebung; Fahrten zu den Grabfeldern der Chancay-Kultur und zu den Ruinen von Pachacamac
- 23./24. 4. Interview im Radio National und bei den Zeitungen „Prensa“ und „El Comercio“
27. 4. Einladung beim Club Andino Peruano
28. 4. Dr. Schwenkglens fährt nach Huaraz/Santatal, um die Gepäckunterbringung vorzubereiten
2. 5. H. G. Winkler fährt nach La Merced/Chan-chamayotal
5. 5. Freigabe des Gepäcks
7. 5. Fahrt mit Lkw und Bus nach Catac im Santatal
8. 5.—10. 5. Anwerben von Tragtieren; Umpacken der Lasten
11. 5. Anmarsch mit 25 Tieren ins Queshque-Tal/Pongosgruppe — Cordillera Blanca Sur
12. 5.—13. 5. Errichtung des Basislagers in 4300 m Höhe

14. 5. Acorumi Norte 5089 m
Pkt. 5040 m
Acorumi Central 5063 m
Pkt. 5060 m
(1. Besteigungen)
H. Güner, P. Schiml
R. Röcker, W. Weber, F. Wibmer
Dr. Schwenkglens, D. Fritz
15. 5. Acorumi Sur 5060 m
(1. Besteigung)
W. Hummel, D. Fritz
F. Wibmer, P. Schiml erstellen ein zentral gelegenes Hochlager in 4700 m Höhe
16. 5. Ausbau des Hochlagers
17. 5. Maretaca 5365 m, W-Grat
Pkt. 5250 m
(1. Besteigungen)
F. Wibmer, P. Schiml, Dr. Schwenkglens
Karakuta 5410 m, N-Flanke
Pkt. 5320 m, W-Grat
(1. Besteigungen)
W. Hummel, D. Fritz
Versuch Ichic Pongos 5580 m
(Umkehr bei 5450 m)
R. Röcker, H. Güner, W. Weber
18. 5. Acoraju 5227 m, N-Flanke
Pkt. 5190 m, O-Grat
Pkt. 5180 m, O-Grat
Pkt. 5200 m, O-Grat
(1. Besteigungen)
R. Röcker, W. Weber
Versuch Nev. Queshque 5463 m
(Umkehr bei 5250 m)
F. Wibmer, P. Schiml
Versuch Acoraju 5227 m, W-Grat
(Umkehr bei 4 900 m)
W. Hummel, D. Fritz
22. 5. Pkt. 5250 m, O-Flanke
Pkt. 5320 m, N-Grat
Pkt. 5350 m, N-Grat
Pkt. 5400 m, N-Grat
(1. Besteigungen)
F. Wibmer, W. Hummel, P. Schiml, D. Fritz
Versuch Ichic Pongos 5580 m
(Umkehr bei 5000 m)
R. Röcker, H. Güner, W. Weber
23. 5. Hatunllacsha 5645 m, SO-Flanke
(1. Besteigung)
W. Hummel, F. Wibmer, P. Schiml, D. Fritz

- | | | | |
|--------|--|---------------|--|
| 25. 5. | Ichic Pongos 5580 m, NW-Flanke
(1. Besteigung)
R. Röcker, W. Weber, H. Güner,
Dr. Schwenkglenks | 15. 6. | Basislager ausgebaut |
| 26. 5. | Hatunllacsha 5645 m, SO-Flanke
(2. Besteigung)
R. Röcker, H. Güner, W. Weber,
Dr. Schwenkglenks | 16. 6. | Erkundung SO-Grat des Nev. Chopicalqui.
Erreichte Höhe 5200 m. H. Güner, W. Hummel,
F. Wibmer, W. Weber, D. Fritz |
| 27. 5. | Nev. Queshque 5463 m, S-Flanke
(2. Besteigung)
Pkt. 5360 m, W-Grat
Pkt. 5415 m, O-Grat
(1. Besteigungen)
F. Wibmer, W. Hummel, R. Röcker
Pkt. 5415 m, SW-Grat
Pkt. 5380 m, SO-Flanke
Pkt. 5335 m, S-Flanke
(1. Besteigungen)
W. Weber, P. Schiml
Pkt. 5420 m, SO-Franke (1. Besteigung)
H. Güner, D. Fritz | 18. 6. | Erkundung O-Grat des Chopicalqui; erreichte
Höhe 5400 m
F. Wibmer, W. Hummel, D. Fritz
Erkundung der Huascarán-O-Wand
Dr. Schwenkglenks, H. Güner, W. Weber,
P. Schiml |
| 28. 5. | Cajacpunta 5345 m, S-Grat
Pkt. 5280 m
Pkt. 5315 m
(1. Besteigungen)
W. Hummel, F. Wibmer, D. Fritz, R. Röcker,
P. Schiml | 20. 6. | Aufbau Hochlager 1 (5200 m) am Fuß des
Chopicalqui-SO-Grates |
| 2. 6. | Pkt. 5360 m, S-Flanke
Pkt. 5380 m, SW-Flanke
(1. Besteigungen)
F. Wibmer, W. Weber, H. Güner, P. Schiml
Dr. Schwenkglenks, W. Hummel, D. Fritz,
R. Röcker | 21. 6.—24. 6. | Versuch Chopicalqui-O-Grat. Erreichte Höhe
5760 m
Umkehr wegen zu gefährlicher Überwächung
R. Röcker, W. Weber, F. Wibmer, W. Hummel |
| 3. 6. | Pongos Sur 5711 m, N-Grat
(1. Besteigung) [3. Besteigung des Pongos]
R. Röcker, W. Weber, F. Wibmer, H. Güner
P. Schiml, Dr. Schwenkglenks, W. Hummel,
D. Fritz | 23. 6. | Erkundung S-Grat des Nev. Contrahierbas.
Erreichte Höhe 4900 m
P. Schiml, D. Fritz |
| 7. 6. | Pkt. 5100 m, N-Seite
(1. Besteigung)
P. Schiml, D. Fritz | 25. 6.—28. 6. | Versuch SO-Grat des Chopicalqui
Erreichte Höhe 5760 m. Aufbau von Lager 2
in einer Eishöhle in 5600 m Höhe
Umkehr wegen Schlechtwetter. D. Fritz, Dr.
Schwenkglenks, H. Güner, P. Schiml |
| 8. 6. | Abbau des Basislagers | 1. 7.—8. 7. | Nev. Chopicalqui 6354 m — SO-Grat —
(2. Besteigung) mit 4 Lagern. Beim Abstieg
über die W-Flanke 2 weitere Biwaks. |
| 11. 6. | Besuch von Huaraz | 1. 7.—6. 7. | R. Röcker, W. Weber, D. Fritz |
| 12. 6. | Fahrt mit Lkw von Catac nach Shilla, Aus-
gangspunkt für das Ulta-Tal | 2. 7.—8. 7. | F. Wibmer, W. Hummel, P. Schiml |
| 14. 6. | Anmarsch mit 25 Tragtieren in das Ulta-Tal.
Aufbau des Basislagers im Seitental Can-
cahua in 4300 m Höhe. | 11. 7. | Abstieg in das Santa-Tal |
| | | 13. 7. | Besuch des Erdbebengebietes um Yungay |
| | | 14. 7.—15. 7. | Fahrt mit Lkw nach Lima |
| | | 15. 7. | H. G. Winkler trifft aus La Merced ein |
| | | 19. 7.—2. 8. | Fahrt nach Cuzco, Machu Picchu, Oberlauf
des Rio Urubamba ins Gebiet der Machi-
guenga-Indianer |
| | | 5. 8. | Empfang beim deutschen Botschafter, Herrn
Dr. von Förster
Abschiedsabend im Deutschen Club |
| | | 7. 8.—8. 8. | Flug über Bogota, Kingston, New York,
Frankfurt nach Stuttgart
Empfang am Flughafen, im Naturfreundehaus
„Fuchsrain“ und im Ratskeller in Ulm |



In der Quebrada Queshque

Aufbruch

Die deutschen Naturfreunde feierten im Jahre 1970 das 75jährige Bestehen des Vereins. Dieses Jubiläum war der Anlaß für die Anden-Expedition 1971, für die die Bundesgruppe die Trägerschaft übernommen hatte.

Von den ersten Gedanken bis zur Ausführung war ein langer, manchmal schwieriger Weg. Im Jahre 1968 entstand die Idee, 1971 wurde die Expedition durchgeführt. In diesem Zeitraum wurden die Expeditionsaufgaben zusammengestellt, die dafür möglichen Gebiete erkundet, die Finanzierung erarbeitet und nicht zuletzt das Team geformt.

Nach und nach kristallisierten sich die Aufgaben der Expedition heraus. Es sollten zwei große Teile werden: Zum einen die Erschließung eines Berggebietes in den Anden, mit kartographischen Arbeiten, Höhenfestlegungen und gletscherkundlichen Untersuchungen. Dazu als besonderer bergsteigerischer Bereich die Besteigung bisher unbegangener Berge und die Erschließung neuer Routen an bereits bestiegenen Bergen in Höhen über 6000 m. Zum anderen waren ethnographische Forschungen bei Indianerstämmen im Quellstromgebiet des Amazonas vorgesehen.

Es wäre zu umfangreich, die einzelnen Bereiche der Vorbereitung genau zu schildern. Aber es gibt doch verschiedene interessante Ausschnitte. Allein die Gebietsplanung machte einen

Schriftverkehr nach vielen Ländern der Welt und manche Besprechung mit Kennern von Südamerika, wie Prof. Hans Kinzl, Innsbruck, H. Gasser, Innsbruck, W. Welsch, München, G. Kämpfe, Ulm, um nur einige zu nennen, notwendig. Eine Zentralstelle, bei der alle bisherigen Ergebnisse erfaßt sind, gibt es nicht. Kontakte nach Südamerika wurden aufgenommen. Die Finanzierung des mit 100 000 DM veranschlagten Unternehmens brachte viele Probleme. Für die Verpflegung der Gruppe wurde ein Menüplan nach Kalorien ausgearbeitet und danach der Lebensmittelbedarf für einen Zeitraum von vier Monaten ermittelt. Eine Vielzahl von Spezial-Bergschuhen wurde besonderen Tests unterworfen, bis das geeignete Schuhwerk gefunden war.

Die Eingliederung einer Forschungsaufgabe erforderte zunächst Untersuchungen, wo und auf welchen Fachgebieten Lücken vorhanden sind. Die dabei erarbeiteten Vorschläge wurden verschiedenen deutschen Fachwissenschaftlern und Instituten für Amerikanistik unterbreitet. Prof. Otto Zerries vom Staatl. Museum für Völkerkunde in München erklärte sich zu einer beratenden Mitarbeit bereit. Mit seiner Unterstützung wurde die Aufgabenstellung abgegrenzt. Vor mehr als 40 Jahren wurden die Campa — Machiguenga — Piro und Shipibo Indianer ethnographisch untersucht. Nun sollte festgestellt werden, in welcher Form und auf welche Weise sich seitdem Veränderungen in den Lebensumständen, in der Lebensweise und in der Sozialstruktur ergeben haben.

Um die Vielzahl der Arbeiten zu bewältigen und, um jeden Teilnehmer in die Expedition „hineinwachsen“ zu lassen, hatten wir die verschiedenen Sachgebiete aufgeteilt. Jeder handelte und arbeitete für seinen Bereich selbständig und verantwortlich. Diese Arbeitsteilung ermöglichte eine nahezu optimale Vorbereitung. In vielen Begegnungen wurden die Ergebnisse besprochen, analysiert und die weiteren Schritte festgelegt.

Die Vorbereitung brachte sehr viel Arbeit, sie machte aber auch viel Freude. Es gab Rückschläge und Momente, in denen das Unternehmen zum Scheitern verurteilt schien. Der härteste Schlag war der Tod unseres Freundes und Expeditionsteilnehmers Karl Groß aus Bamberg. Wenige Wochen vor unserer Abreise nach Südamerika mußten wir für immer von ihm Abschied nehmen. Eine Schneelawine war Karl Groß bei einer Skitour zum Verhängnis geworden.

Im Frühjahr 1971 stand nun alles klar:

Am 8. März wird das 3,5 to schwere Gepäck in Bremen auf das MS „Isarstein“ der Fa. Hapag-Lloyd verschifft. Am 17. 4. fliegt die Expeditionsmannschaft mit der peruanischen Fluggesellschaft „APSA“ nach Lima. Die Arbeiten in den Anden sollen in der Pongos-Gruppe (Südliche Cordillera Blanca) und im Gebiet des Huascaran (Cordillera Blanca Central), die völkerkundlichen Untersuchungen im Gebiet des Rio Ucayali durchgeführt werden.

In Zeppelinheim, in der Nähe des Flughafens Frankfurt, findet die Verabschiedung statt. Dr. Arno Kosmale, in Vertretung von Frau Minister Strobel, der Bundesvorsitzende Walter Buckpesch und der Bundesfachgruppenleiter für Bergsteigen, Delle Wild schicken folgende Expeditionsmitglieder auf die Reise:

Rolf Röcker, 791 Neu-Ulm, Schulgasse 11

Peter Schiml, 848 Weiden, Boelckestr. 24

Dieter Fritz, 7311 Hochdorf, Kirchheimerstr. 23/1

Horst Güner, 79 Ulm, Barbarastraße 12
Walter Hummel, 79 Ulm-Mähringen, Lämmerbergweg 106

Dr. Volker Schwenkglens, 818 Tegernsee, Kreiskrankenhaus

Franz Wibmer, 848 Weiden, Pfarrplatz 4 b

Hansgeorg Winkler, 87 Würzburg, Fr.-Ebert-Ring 16

Wilhelm Weber, 79 Ulm, Hauffstr. 27

Peter Schiml

Lima links und rechts des Rimac

In einer weiten Schleife schwebt die DC 8 der Aerolinas Peruanas dem grünblauen Pazifik zu. Aber es scheint nur so; Sekunden später landen wir auf dem modernen Flughafen von Lima.

Wie wird es nun weitergehen? Diese Frage löst Direktor Josef Krauthausen vom Colegio Alexander von Humboldt, einer der deutschen Schulen in Lima. Er erwartet uns in der Empfangshalle und bringt uns mit unserem Fluggepäck in die Stadt.

Herr Krauthausen hat uns ein Quartier besorgt, in dem wir uns für ein paar Tage häuslich einrichten können. Wir werden ja sicher nur wenige Tage in Lima sein. Daß daraus drei Wochen Aufenthalt werden, können wir jetzt noch nicht ahnen.

Unser Gepäck — insgesamt 3,5 to — hatten wir mit dem Schiff von Bremen nach Callao vorausgeschickt. Von Deutschland aus waren wir mit der Botschaft, mit den zuständigen Ministerien und Behörden in Verbindung getreten, um nach unserer Ankunft die Zollformalitäten reibungslos und so schnell wie möglich abwickeln zu können. Nach allen Vorverhandlungen schien es auch keine Probleme zu geben. Dann kommt jedoch alles ganz anders. Für Expeditionsgut wurde am



12. 5. 1970 eine besondere Zollverordnung erlassen. Diese Vorschrift läuft am 12. Mai 1971 ab; eine Verlängerung wurde von den zuständigen Stellen versäumt. Wir könnten nun das Gepäck einführen, müßten es aber bis spätestens 12. 5. wieder ausführen und als Garantie dafür eine Bürgschaft hinterlegen. Regierungsumbildungen und ständige Umorganisationen in den Ministerien haben zu großen Unsicherheiten geführt. Niemand fühlt sich für die Verlängerung der Verordnung zuständig. Fast täglich sind wir bei der Botschaft, bei einer Behörde, beim Zoll — Achselzucken, Bedauern, als Trost immer das gleiche Wort: mañana — morgen. Tag um Tag verrinnt, bis wir, nicht zuletzt durch die ständigen intensiven Bemühungen der Botschaft, eine Sondergenehmigung für die Einfuhr erhalten. Dann läuft alles wie am Schnürchen. Innerhalb von zwei Stunden haben wir das Gepäck — nicht einmal kontrolliert vom Zoll. Wichtig sind nur viele Stempel.

In diesen drei Wochen kümmern sich Direktor Krauthausen und einige deutschen Lehrer mit ihren Familien rührend um uns. Wir werden immer wieder eingeladen und wir genießen an netten Abenden eine herzliche Gastfreundschaft. Die Lehrer nehmen uns mit in ihren Autos zu Stätten der Chancay-Kultur, an den Pazifik und in die Barriadas, die Armutsviertel der Großstadt. Mit Hilfe unserer Bekannten lernen wir viel von Lima kennen und können somit die Zeit nutzbringend überbrücken.

Die Zweieinhalb-Millionenstadt hat eine riesenhafte Ausdehnung. Besonders interessant sind die Neubaugebiete. Zuerst werden die elektrischen Kabel und Wasserrohre verlegt. Anschließend werden die Straßen asphaltiert und die Beleuchtungsmasten installiert. Und zum Schluß werden erst die Häuser gebaut.

Der kalte Humboldt-Strom beeinflusst entscheidend das Klima in Lima. Es scheint acht bis neun Monate die Sonne

bei einer durchschnittlichen Tagestemperatur von 25 °C. Dann hängt drei Monate eine dichte Nebel- und Dunstglocke über der Stadt. Die Luftfeuchtigkeit steigt in dieser Zeit bis auf 98 %. Aber es regnet fast nicht. Im Jahre 1970 fiel nach mehr als 20 Jahren erstmals wieder Regen. Dieses ungewohnte Ereignis löste vielfach Angst und Schrecken aus. Gleich am Stadtrand beginnt die Wüste. Sand, nichts als Sand. Dort sind auch die „Barriadas“, die Elendsviertel. Es gibt kein Wasser, keine Toiletten, keine Kanalisation. Nur armselige Hütten, teilweise ohne Dach. In ihnen leben Menschen und Tiere auf dem bloßen Sand. Die Bewohner haben so gut wie kein Einkommen. Auf dem Müll der Großstadt suchen sie nach Gegenständen, die sie noch verkaufen können. Das Trinkwasser wird mit Tankwagen herangefahren und kostet pro Eimer 5 Soles (45 Pfennige). Trotzdem wachsen die Barriadas zusehends. Zu Tausenden kommen die Indios jedes Jahr von der Sierra herunter, um in der Stadt Arbeit zu finden. Aber fast niemand kümmert sich um sie. Sie landen in den Elendsvierteln und müssen sich mit ihren Haustieren in ärmlichen Behausungen zusammepferchen. Hier ist der Hochlandindio — sonst an die Weite der Puna und an das freie Leben gewöhnt — wie ein Sandkorn, das der Wind vor sich hertreibt und nach dessen Wohl und Wehe niemand fragt.

Lima ist eine Stadt der Gegensätze, die sich bis zum schreienden Kontrast steigern.

Die Vorstädte Miraflores und San Isidro bestehen aus wunderbaren Bungalows, zum Teil im Baustil von kleinen Schlößchen mit zauberhaften Garten- und Parkanlagen. Im Zentrum der Stadt moderne Hochhäuser mit reklameflimmernden Fassaden. Vor diesen Betonklötzen verkaufen ärmlich gekleidete Indios die Früchte des Landes. Und in den Hinterhöfen, hinter dem offiziellen Gesicht der Stadt, sieht es ähnlich düster aus wie in

den Elendsvierteln. Für den Fremden zeigt sich Lima zweifellos als eine der schönsten Städte Südamerikas. Ihr Glanz und ihr scheinbarer Reichtum steht aber im krassen Gegensatz zu der Not, in der ein großer Teil ihrer Einwohner lebt.

Bei unseren Fahrten in die Stadt saßen wir oft in Gedanken versunken in einem Colectivo (Sammeltaxi) oder im Bus. Mit unseren Gedanken waren wir schon längst droben in der weißen Kordillere. Aber sehr schnell werden wir wieder in die Wirklichkeit zurückgeholt, denn die Verkehrsmittel gehen mit ihren Fahrgästen nicht sehr sanft um.

Obwohl die Verkehrsregeln denen in Europa sehr ähnlich sind, muß man sich erst an die völlig andere Fahrweise der Peruaner gewöhnen. An Kreuzungen hat vielfach der recht, der die „Schnauze“ zuerst in der Kreuzung hat. Überholt wird links und rechts, wo eben gerade Platz ist. Dabei hängt der Fahrer meistens seinen linken Arm zum Fenster heraus, um den anderen Verkehrsteilnehmern durch Zeichen anzudeuten, was er gerade vorhat. An besonders gefährdeten Stellen, z. B. vor Schulen oder gefährlichen Einmündungen wurden quer über die Straße ca. 50 cm breite und 8 cm hohe halbrunde Betonwälle gebaut. Besonders schnelle Fahrer werden dadurch gezwungen, diese „Hindernisse“ langsam zu überfahren, weil sonst die Fahrzeuge sehr in Mitleidenschaft gezogen werden.

Im Volksmund werden diese „Hindernisse“ die „toten Polizisten“ genannt.

Bei Stadtbesichtigungen offenbart sich immer wieder die Pracht einstiger Größe. Kirchen, deren Namen wir längst vergessen haben, Klöster und Kolonialbauten sind Zeugen aus der Zeit, als die Spanier das Land beherrschten und formten. In einem Kloster steigen wir hinab in die Katakomben. Tief unter der Erde liegen menschliche Kno-

chen in Kisten, sorgfältig sortiert. Wirbelknochen sind als Rosetten an die Wand genagelt. Einige Skelette hat man in die Ecke gestellt und ihnen Mönchskutten übergezogen. Ein Anblick wie in einem Grusel-Kabinett.

Nach drei Wochen haben wir dann unser Expeditionsgepäck. Sofort beginnt ein fieberhaftes Treiben. Wir wollen hinauf in die Cordillera-Blanca, von der Experten behaupten, sie sei das schönste Gebirge der Welt.

Horst Güner



Hochlandindianerin
verloren in der Stadt

CORDILLERA BLANCA (Peru)

PONGOS - GRUPPE

ANDEN EXPEDITION 1971 der
DEUTSCHEN NATURFREUNDE



Bisherige Erschließung der Gruppe:

- 1952 1. Besteigung des Nev. Pongos Sur, 5711 m, SW Grat
Egeler, de Booy, Terray
1. Besteigung des Nev. Quesh-

- que, 5463 m, O Grat
Egeler, de Booy
Basis: Quebrada Queshque
1964 2. Besteigung des Nev. Pongos Sur, O Grat

- Basis: Quebrada Raria
1. Besteigung des Nev. Pongos Norte, N Grat
D. Giobbi
Basis: Quebrada Pamparaju

Im Akklimations- gebiet

Noch nie hatten wir unsere schweren Holzkisten und Seesäcke mit der Ausrüstung, der Verpflegung und den Medikamenten mit so großer Begeisterung auf den von uns angemieteten Lastwagen gehoben, wie am Morgen des 7. 5. 1971. Die Belastung der letzten Wochen ist wie abgeschüttelt — vergessen ist der Zank um das Gepäck, vergessen ist der Nervenkrieg um die Flugkarten, der durch den Niedergang der peruanischen Fluggesellschaft „ASPA“, die uns nach Lima gebracht hatte und die uns im August wieder nach Deutschland fliegen wollte, hervorgerufen wurde. In bester Stimmung verabschieden wir Rolf und Dieter, die mit dem Lastwagen die Fahrt nach Catac im Santatal antreten. Nun sind wir frei, nicht mehr an kleinliche Vorschriften und durch engstirnige Behörden gebunden. Mit diesem Gefühl besteigen wir — Franz, Helme, Walter, Horst und ich — am späten Nachmittag dieses Tages den Bus nach Catac. Dort wollen wir uns alle wieder treffen. Auch Volker wird dort hin kommen. Er war schon vor einigen Tagen nach Huaraz vorausgefahren, um Lagerplätze für das Gepäck und Transportmöglichkeiten in die von uns vorgesehenen Andentäler auszukundschaften. Außerdem wollte er die Verbindungen mit den peruanischen Organisationen herstellen, die ich schon

von Deutschland aus angeknüpft hatte. Auch versuchte er weiter Kontakt mit dem Deutschen Entwicklungshilfedienst zu bekommen.

Von Lima fahren wir zuerst die Panamericana Norte entlang. Wir kommen bei Chancay vorbei. Der Ausflug zu den Grabfeldern dieser vorinkaischen Kultur wird uns in Erinnerung gerufen. Bei Pativilca verlassen wir die gut ausgebaute Straße, um dann auf einer einfachen, schmalen und kurvenreichen Sand- und Schotterpiste zum Conococha-Paß hinaufzufahren. Kurz nach Mitternacht erreichen wir den Übergang. Auf einer Höhe von 4000 m ist es erbärmlich kalt. Bisher waren wir das milde Klima der Hauptstadt gewöhnt, um so mehr fühlen wir jetzt die eisige Kälte einer mondklaren Nacht. Die ersten Berge der Weißen Kordillere werden sichtbar. Es ist eine traumhaft schöne Szenerie.

Die andere Paßseite führt hinunter ins Santatal. Um 4 Uhr morgens, es ist noch stockfinstere Nacht, kommen wir in Catac an. Die Fahrt war anstrengend, da die Bussitze eng und unbequem sind, nun steigen wir aber doch ungern aus. Vor Kälte schlotternd machen wir uns auf den Weg, um die Kameraden zu suchen. Bald finden wir sie inmitten der Kisten und Seesäcke, bald haben auch wir uns in unsere Daunenschlafsäcke verkrochen.

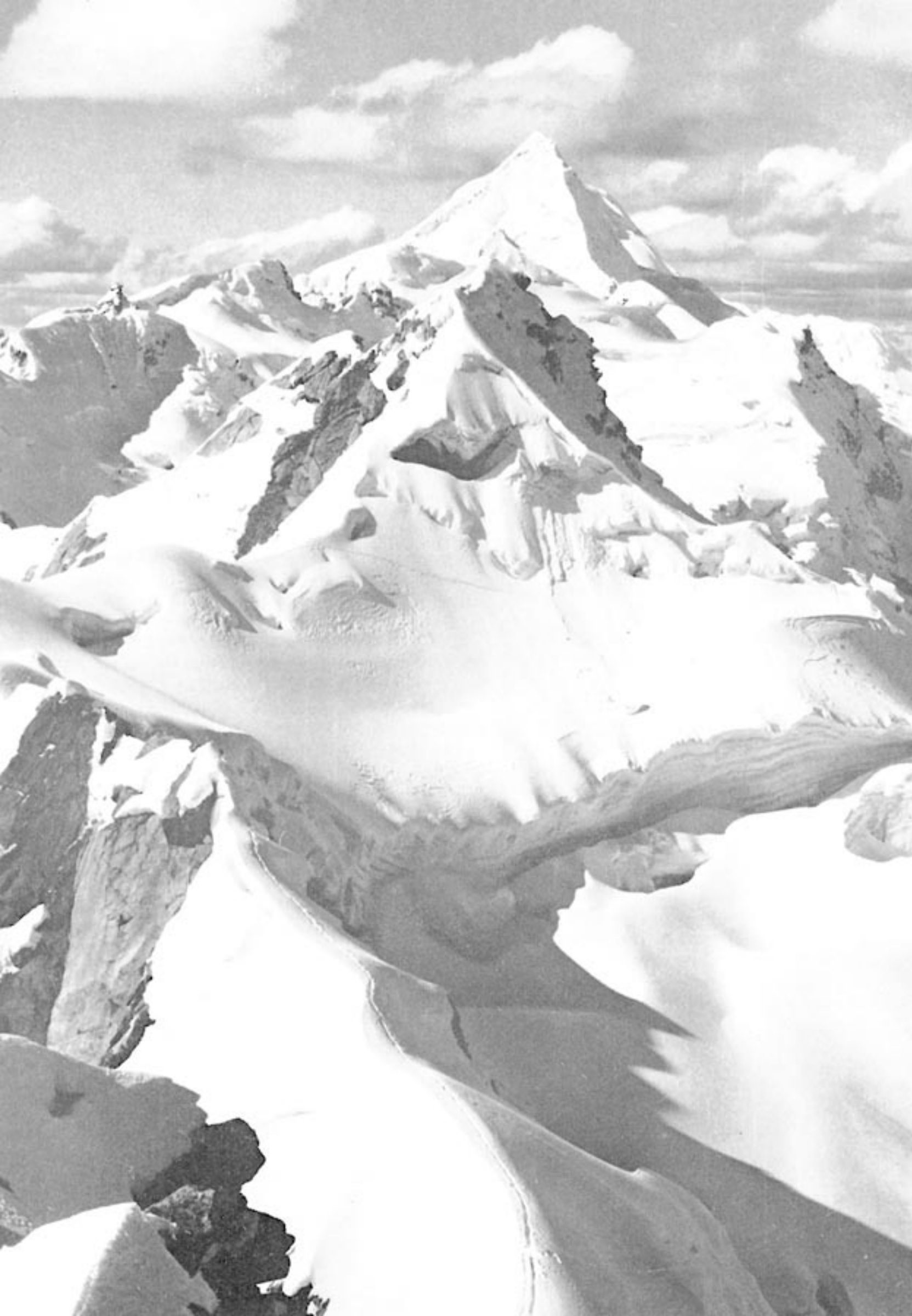
Wie ein Lauffeuer geht es am Morgen durch das Dorf und die Umgebung: Fremde sind da — Gringos —! Alles was Beine hat kommt, um die eigenartigen Fremden zu bestaunen. Sogar Schulklassen werden zur „Gringobesichtigung“ herbeigeführt.

Catac, 3500 m hoch gelegen, ist der Ausgangspunkt für die Pongosgruppe, welche unser erstes Expeditionsgebiet sein soll. Die Quebrada Queshque (Tal) führt in dieses Gebiet. Für uns ist es nun wichtig, genügend Tragtiere zu organisieren, um die Ausrüstung und Verpflegung ans Ende des Queshquetales zu bringen. Dort wollen wir das

Basislager errichten. Die Umstellung von Meereshöhe auf die Höhe des Santatales, die großen Unterschiede zwischen Tages- und Nachttemperaturen machen sich bemerkbar. Die von einem wolkenlosen Himmel herabstechende Sonne setzt uns ziemlich zu. Kopfschmerzen und Müdigkeit sind die Folgen. Nach und nach paßt sich der Körper diesen Veränderungen an. Es zeigt sich hier schon, wie wichtig eine richtige Akklimation ist.

Volker ist mittlerweile wieder zu uns gestoßen. Von der Corporacion Peruana del Santa, einer staatlichen Institution, die sich mit Strukturmaßnahmen im Santatal befaßt, hatte er die Erlaubnis mitgebracht, daß wir in einer Lagerhalle in Catac den vorerst nicht benötigten Teil des Gepäcks lagern dürfen. Außerdem hatte er Señor Ghio, einen Obertreiber aus Catac, gesprochen, der genügend Esel und Pferde hatte, um den Transport vornehmen zu können.

Das Anmieten der Tiere wird zu einem besonderen Vergnügen. Ghio, der sich seiner Stellung als bekannter Treiber wohl bewußt ist, versucht die Gunst der Stunde zu nutzen. In seinen Preisforderungen ist er gewiß nicht zimperlich; er glaubt sich seiner Sache ziemlich sicher zu sein, vor allem auch deshalb, weil die anderen Tierbesitzer im Ort sich seinen Forderungen anschließen. Bei manchem scheint es allerdings mehr die Angst zu sein, die ihn dazu treibt, sich zu solidarisieren. Ghio ist bei Transporten für Minengesellschaften führend und könnte manchem dadurch von einer Verdienstmöglichkeit ausschalten. Doch wir haben die Kunst des Wartens gelernt, schließlich fanden wir im Lande selbst gute Lehrmeister. Wir gehen in die Umgebung, von Hütte zu Hütte, und verpflichten schließlich alles was nur laufen kann. Da wird selbst Señor Ghio unruhig. Nun kommt er sogar zu unserem Lager; zuerst waren wir zu ihm gekommen. Nach zwei Tagen endlich können wir uns auch mit ihm eini-



gen — der Transport scheint gesichert zu sein.

Die Indios, die ständig unseren Lagerplatz besuchen, müssen sich in eine fremde Welt versetzt fühlen, wenn sie die Dinge sehen, die wir aus den Kisten und Seesäcken auspacken. Stauend stehen sie herum, ahnen von einzelnen Dingen den Wert, doch keiner versucht etwas zu nehmen, kaum einer bittelt. Sie haben gewiß keine großen irdischen Reichtümer, aber sie müssen hier auch keine Not leiden.

Unser Gepäck haben wir mittlerweile in kleine Aluminiumkisten und in Seesäcke umgestaut. Auch den Ort und die Umgebung haben wir etwas kennengelernt. Mit den Indios hat sich ein guter Kontakt entwickelt. Sie sind mit der Kartoffelernte — die Kartoffel stammt bekanntlich aus Peru — beschäftigt. Oft besitzen sie nur winzige Felder. Sie winken uns freundlich zu, bieten uns am Feld gebratene Kartoffeln an und freuen sich über kleine Geschenke der Gringos. Manchmal ist es vielleicht nur eine Schachtel oder eine Blechbüchse — aber gebrauchen und verwerten können sie alles.

Heute, 11. 5., soll nun der große Transport stattfinden. Bereits um 7 Uhr morgens hatten wir uns mit allen Tierbesitzern vereinbart. Schon um 6.15 Uhr rückt Señor Ghio mit 20 Eseln und Pferden an, um vor allen Konkurrenten da

zu sein. Nun wird es sicher gleich losgehen. Doch Ghio hat noch nicht aufgegeben. Offensichtlich hat er auch alle anderen Indios nochmals fest ins Gebet genommen, denn übereinstimmend fordern sie wieder einen höheren Preis. Nach langem Hin und Her können wir uns endgültig einigen.

Fast zwei Stunden dauert es, bis das ganze Gepäck auf 25 Esel und Pferde aufgebunden ist. Jetzt geht es wirklich los. Von Catac steigen wir ein kurzes Stück steil aufwärts und verlassen das Santatal in östlicher Richtung. Nun liegt die schier endlose Weite der Puna vor uns. Steinig, ausgedörrt ist das Land, bestanden mit Büscheln aus hartem Gras, dazwischen vereinzelt Kugelkakteen mit leuchtend roten Blüten. Ständig bläst der Wind über das Hochland. An den geschützten Hängen eines Bachbettes sind noch einige Getreidefelder, manchmal nur einige Quadratmeter groß. Die ganze Pracht der Weißen Kordillere eröffnet sich unseren Blicken. Große, eisgepanzerte Bergmassive und spitze Dome — wie im Traum gehe ich dahin.

Nach mehreren Stunden Marsch sind wir im unteren Teil der Quebrada Queshque angekommen. Heiß brennt die Sonne herunter, nirgends gibt es Schatten. Der Weg ist ziemlich einfach zu begehen, die Tiere kommen daher trotz der schweren Lasten zügig voran. Am Anfang des Tales liegen noch einige Indiohütten. In einer von diesen Bauten, die aus Steinen, Adobeziegeln und Stroh errichtet sind, machen wir eine sehr interessante Entdeckung: ein Webstuhl, wie er vielleicht seit Hunderten von Jahren gebraucht wird.

Fünf Stunden sind wir schon unterwegs, bis wir eine Lagune erreichen. Nach unserer Karte sollen noch zwei weitere folgen; an der dritten wollen wir das Basislager aufstellen. Nach weiteren zwei Stunden Weg, nun zum Teil durch Sumpf, haben wir diese dritte Lagune erreicht und auch bald einen günstigen und sicheren Platz gefunden. Jetzt ist wieder Freund Ghio



an der Reihe. Es scheint ihn doch noch zu schmerzen, daß er seine Forderungen nicht durchsetzen konnte. Neben dem vereinbarten Preis will er nun noch einen zusätzlichen Lohn. Das wird aber doch zuviel! Eine kalte Nacht, die er im Freien verbringen muß, scheint seinen Mut abgekühlt zu haben. Am Morgen zieht er freiwillig ab. Seine Hoffnungen scheinen jetzt wohl auf dem Rücktransport zu liegen. Am kommenden Morgen, 12. 5., beginnen wir mit dem Ausbau des Basislagers. Wir sind hier auf einer Höhe von 4300 m. Der Boden ist noch mit Gras

In der Pongos-Gruppe mit schwarzer Kordillere

bestanden, einige Schritte weiter fließt ein kleiner Bach vorbei. Das Lager besteht aus fünf Zelten — Schlafzelte, Material- und Aufenthaltszelt. Außerdem errichten wir noch ein gesonderes Lebensmitteldepot und eine Kochstelle. Nun sind wir für einen längeren Aufenthalt eingerichtet.

Um die vorgesehenen Arbeiten durchführen zu können, müssen wir zuerst einen Einblick in das Gebiet bekommen. Wir besteigen deshalb die Randberge, die auch bereits eine Höhe von über 5000 m aufweisen. Die höchste Erhebung der Gruppe, der Pongos Sur, hat eine Höhe von 5711 m. Aus diesen ersten Touren können wir bereits wichtige Erkenntnisse über die Schneelage und die Wächtenbildungen, über die Gletscher- und Felsformationen, über Temperaturen, Wolkenbildungen und über Anmarschwege sammeln. Es ergibt sich für uns auch die Notwendigkeit, ein zentral gelegenes Hochlager auszubauen, um die Anstiege zu verkürzen und damit Biwaks so weit wie möglich auszuschließen. Ausschlaggebend für die Errichtung des Hochlagers sind auch die Tageszeiten. Um 6 Uhr früh wird es hell, um 18 Uhr ist es bereits wieder Nacht. Eine Dämmerung gibt es kaum. Die bei Tag zur Verfügung stehende Zeit ist also verhältnismäßig kurz.

Auf unseren ersten Streifzügen machen wir weitere interessante Entdeckungen. In den Gesteinsformationen — es ist Urgestein — stellen wir Mineraleinlagerungen und Bergkristalle fest. Auf einem auslaufenden Bergücken, es scheint sich um aufgeworfenen Meeresboden zu handeln, finden wir Versteinerungen und Fossilien. Wir begegnen dem äußerst selten gewordenen, sehr scheuen Vicuña. Außerdem wächst hier die Puya raimondii, die nur in wenigen Andentälern auftritt. Und nicht zuletzt entdecken wir den Gentianella weberbaueri — den roten Enzian.

Auf einer Höhe von 4700 m errichten wir ein zentrales Hochlager und versorgen es mit Ausrüstung und Lebensmitteln. Dazu stehen uns keine Tragtiere mehr zur Verfügung. Wie eh und je schultern wir selbst die schweren Rucksäcke. Von diesem Lager aus erschließen wir nun systematisch das Gebiet, fertigen die notwendigen Aufnahmen, Skizzen und sonstigen Unter-

lagen. Die Dauer des Aufenthaltes richtet sich nach dem Wetter. Nach zwei bis vier Tagen guten Wetters folgen etwa drei Tage schlechtes Wetter. Es kommt — wir sind zwar in der Trockenzeit — doch häufig zu Niederschlägen, die teilweise bis zum Basislager als Schnee fallen. In der zu Ende gegangenen Regenzeit war allgemein sehr viel Schnee gefallen; wir bekommen dies beim Aufstieg auf Südseiten und bei den Verwächtigungen besonders zu spüren. Die Wetterbildung wird durch das nahegelegene Quellstromgebiet des Amazonas weitgehend geprägt. Ständig kommen Wolkenfelder aus dem tropischen Raum. Sie stauen sich über der Schwarzen Kordillere, nahe dem Santatal, an der Kaltluft, die der Humboldtstrom im Pazifik entwickelt. Sobald der Rückstau die Weiße Kordillere erreicht, kommt es zu Niederschlägen.

Nach einigen Tagen im Hochlager kehren wir jeweils zurück ins Basislager. Dort können wir richtig ausruhen, ausreichend essen und so wieder Kräfte für die kommenden Touren sammeln. Außerdem müssen unsere ganzen Beobachtungen, Feststellungen und Ergebnisse zu Papier gebracht werden. Wenn es die Lufttemperatur erlaubt, können wir in der nahegelegenen Lagune ein kurzes Bad nehmen. Bei direkter Sonneneinstrahlung und Windstille messen wir Temperaturen bis zu 15° C. Sobald jedoch Wolken aufkommen sinkt die Quecksilbersäule auf 4° bis 6° C ab. Nachts stellen wir Außentemperaturen von —2° bis —12° C fest, in den Zelten von —2° bis —8° C. Beim Hochlager liegen die Tageswerte um 0° C, nachts zwischen —8° und —15° C.

Wir haben unsere gesamten Lebensmittel aus Deutschland mitgenommen. Trotz der Kosten der Seefracht hat sich dies als sehr zweckmäßig erwiesen. Es wäre sehr schwierig und zudem teuer gewesen, qualitativ ebenso gute Lebensmittel in Peru selbst einzukaufen. Die im Lande hergestellten

Nahrungsmittel sind billig; sehr teuer sind dagegen importierte Waren und darauf wären wir wohl überwiegend angewiesen gewesen. Auch unsere Kleidung und Ausrüstung wird allen Anforderungen gerecht; eine besonders glückliche Hand hatten wir bei der Mitnahme von plastifizierten Schuhen.

Die gute Vorbereitung war wohl mit ausschlaggebend, daß unser Programm reibungslos abläuft; glücklicherweise bleiben wir auch von Unfällen und Krankheiten verschont. Jedem ist auch die Akklimatisation, die Anpassung an Höhen zwischen 4000 und 6000 m gelungen. Nach vier Wochen sind unsere Arbeiten abgeschlossen, die Berge der Pongosgruppe sind restlos erstiegen.

Im Basislager herrscht Aufbruchstimmung. Als erste steigen Volker und Horst ab. Sie wollen versuchen nach Huaraz zu kommen, um einen Lastwagen für den weiteren Gepäcktransport anzumieten und um einen neuen Lagerplatz für das Gepäck aufzutreiben. Außerdem haben wir in Huaraz eine Poststation eingerichtet. Jeder wartet natürlich auf Post von zu Hause. Walter, Dieter, Franz, Helme und ich gehen nochmals hinauf zum Hochlager und bauen es ab. Die Wolken hängen tief herunter, es schneit, als wir das Gebiet verlassen, das uns in den letzten Wochen so vertraut geworden ist.

Den Rücktransport haben wir mit einem Indio, aber nicht mit Señor Ghio, schon fest vereinbart. Genau zur festgelegten Stunde rückt er mit seinen Tieren an. Diese Pünktlichkeit ist ungewöhnlich; aber er fürchtet wohl um das Geschäft. Da die Tiere nicht ausreichen, um den Transport in einem Zug durchführen zu können, machen wir es auf zwei Etappen. Bei der ersten Tour steigen Rolf und ich ab. Es ist ein strahlender Tag. Die eisigen Berge der Pongosgruppe zeigen sich nochmals in ihrer ganzen Pracht. Ein bißchen Wehmut befällt mich, als ich dieses kleine Stückchen unserer Erde

verlasse. Es war uns vorbehalten, einen großen Teil davon als erste zu betreten. Es ist ein eigenartiges Land — wild, ungebündigt, frei — ein wenig scheine ich mich darin selbst zu erkennen. Wie mag es wohl in einigen Jahren hier aussehen, wenn der Tourismus dieses Gebiet erfaßt hat. Straßen werden die Puna hinaufziehen, Cafés, Bergbahnen werden errichtet sein. Die Weite, die Ruhe, das Ungebündigte, alles das, was den Gedanken so unendlich viel Freiheit gibt, wird zerstört sein. Der Indio, der hier lebt und der dieses karge Land liebt wird zum Schaustück werden. Um ein bißchen Romantik und Nervenkitzel zu erzeugen, wird man von den eigenartigen Menschen erzählen, die von weit her kamen, um eines der letzten Paradiese zu entdecken. Die Vision der Zukunft schreckt mich, gleichzeitig kommt ein Glücksgefühl auf — diese Zeit hier war ein großes Stück meines Lebens.

Peter Schiml

Von Catac zum Basislager im Queshque-Tal

Es herrscht Aufbruchstimmung vor unserem Camp in Catac. Die letzten Seesäcke, gefüllt mit Seilen, Gaskochern, Kartuschen und Biwaksäcken werden einem jungen Pferd vorsichtig aufgelegt. Es ist unruhig. Die Augen sind ihm verbunden. Als die Lasten seinen Rücken berühren, will es hochsteigen, doch ein Indio hält es am Kopf fest, während er beruhigend auf das Tier einredet. Geschafft!

Der Obertreiber Ghio schwingt sich auf sein Pferd und mit urigen Anfeuerungsrufen bringt er die Lasttiere in Bewegung. Unser Ziel ist, so weit wie möglich in das Queshque-Tal (unserem ersten Arbeitsgebiet) zu gelangen.

Bald ist Catac hinter einer Hügelkette verschwunden. Wir gehen über eine mit hartem Steppengras bewachsene Hochfläche. Am Horizont die Berge der Cordillera Blanca, eine Kette weißglänzender Spitzen gegen den tiefblauen Himmel, in der klaren Luft zum Greifen nahe. Die Hochfläche geht über in das sumpfige Tal des Rio Queshque. Links und rechts sind hohe baumlose Bergrücken. Eine mit Gras gedeckte, niedere Rundhütte, inmitten eines Steinwalles, erregt mein Interesse. Die Türe, ein Sack, ist offen. Ich bin verblüfft, als ich einen Blick ins Innere riskiere; das hatte ich nicht erwartet. Den ganzen Raum füllt ein aus runden Hölzern gefertigter Webstuhl aus. Hier am Ende der Zivilisation ein technisches Arbeitsgerät.

Das Tal steigt langsam an. Die Karawane ist weit auseinandergezogen. Es ist bereits Spätnachmittag. Einzelne Tiere legen Rastpausen ein. Immer wieder müssen sie angetrieben werden. Ich bin auch müde, angespannt. Sicher wirkt sich die Höhe aus, wir sind schon auf ca. 4200 m angekommen. Meine Lebensgeister erwachen mit einem Schlag, als ich die nächste Wegbiegung erreiche. Vor mir liegt der Talschluß der Quebrada Queshque, gebildet von stark vergletscherten Bergen. Heraus ragt ein steiler Gipfel mit markanten Graten, der Pongos Sur, mit 5711 m der höchste Berg dieser Gruppe. Im Talgrund glänzen Lagunen.

Der rechte Berghang ist mit kugelförmigen, kakteenartigen Sträuchern bewachsen. In der Mitte wächst ein bis zu 8 m hoher Blütenstengel empor. Es ist die „Puya raimondii“, eine seltene Pflanze, die es nur in wenigen Gebieten der Kordillere gibt. Eine beeindruckende Szenerie bietet sich meinen Augen. Am liebsten würde ich vor Freude jodeln, doch ich lasse es bleiben, um die Esel nicht zu erschrecken.

Nach einer weiteren Stunde Marsch sind wir am Ende der dritten Lagune angelangt. Auf einer Anhöhe erstellen wir unser Basislager. Wir richten uns häuslich ein, da es doch für 4 Wochen unsere Behausung werden soll.

Dieter Fritz



Blick vom Pongos Sur, 5711 m, auf die Cordillera Blanca

auch das erste Steilstück noch ohne Steigeisen gehen. Sorgfältig den Spalten ausweichend, erreichen wir nach wenigen Stunden unser Materialdepot. Erbarmungslos brennt die Sonne vom wolkenlosen Himmel und jeder der Kameraden versucht, so gut es eben geht, sich vor den Sonnenstrahlen zu schützen. Wir suchen uns heute einen Weg durch die Nordflanke. Unter riesigen, glitzernden Gletscherbrüchen queren wir in die Flanke hinein. Alle 4 Mann sind gut in Form. Schnell geht es höher. Seillänge um Seillänge. Die Zwölfzacker greifen ausgezeichnet. Durch die intensive Sonneneinstrahlung wird der Firn jedoch bald weich und unsere plastikbeschichteten Bergschuhe haben eine weitere Probe zu bestehen. Sie bewähren sich hervorragend. Wir bekommen keine nassen Füße.

Kurz nach Mittag erreichen wir den Sattel auf dem Westgrat, über den wir die letzten Seillängen zum Gipfel steigen. Die Gipfelhaube wird von einer Wächte gebildet, die sehr vorsichtig zu begehen ist. Etwa um 13 Uhr haben wir es geschafft. Wir reichen uns die Hand auf dem Gipfel des 5580 m hohen Ichic-Pongos.

Im Sattel des Westgrates, kurz unterhalb des Gipfels, legen wir eine längere Rast ein. Lange bleiben wir auf unseren Rucksäcken sitzen und schauen hinüber in die zentrale Cordillera-Blanca. Dort drüben soll ja unser zweites Arbeitsgebiet liegen, das wir nach der Pongos-Gruppe besuchen wollen. Die Sonne hat den Zenit längst überschritten. Es wird kälter und der Firn zieht wieder an. Dadurch können wir schnell abwärts steigen und noch vor Einbruch der Dunkelheit erreichen wir glücklich und zufrieden das Hochlager. Bei heißem Tee und Suppe unterhalten wir uns, trotz des eisigen Windes, der jetzt aufkommt, noch lange über die gelungene Tour.

Horst Güner

Der Ichic-Pongos (5580 m)

25. Mai 1971. Wir hatten im Hochlager eine klare, kalte Nacht. Die Temperaturen lagen etwa bei minus 10° C. Draußen, vor den kleinen Perlonzelten ist alles gefroren. Am Abend zuvor hatten wir noch heißen Tee gekocht und in Thermosflaschen abgefüllt, um in der Frühe beim Aufbruch nicht zuviel Zeit zu verlieren.

Es ist der dritte Anlauf zum Ichic-Pongos. Beim ersten Versuch wollten wir über den Westgrat aufsteigen. Wir kamen bis etwa 130 m unter den Gipfel. Dann war es aus. Der Grat wurde plötzlich messerscharf und große, lockere Wächten hingen nach beiden Seiten über. Eine verlässliche Sicherung wäre hier kaum möglich gewesen und außerdem waren wir mit der Zeit etwas

zu spät dran. Wir entschlossen uns daher zum Rückzug und deponierten drunten im Gletscherbecken einen Teil der Ausrüstung.

Der zweite Versuch hatte schon bei 5000 m ein Ende. Dichte Wolken hüllten „unseren Berg“ ein; die Sicht wurde zusehends schlechter. Also wieder zurück.

Heute wollten wir es aber genau wissen. Um 7 Uhr verlassen wir, Rolf, Helme, Volker und ich das Hochlager. Zuerst steigen wir in einem Geröllfeld auf; ein Viscacha flüchtet vor uns. Ein seltsames Tier.

Unsere Körper haben sich nun auch an die Höhe gewöhnt. Die Verhältnisse sind sehr gut. Und so kommen wir zügig voran. Der Firn ist griffig; wir können

Besteigung des Cayacpunta 5345 m

Den Talschluß der Quebrada Queshque bilden Berge mit Höhen um 5300 m; sie sind noch in keiner Karte verzeichnet. Sie gestatten keinen Übergang zum Pongos Tal, denn ihre Ostseiten sind extrem steil.

Nördlich dieser Bergkette schließt sich der Hatunllacsha und der Pongos Norte mit wildzerrissenen Gletschern und Flanken an, die vollgepackt sind mit grundlosem Lockerschnee.

Den südlichsten Punkt bildet ein Schneegipfel mit einer ca. 250 m hohen Plattenwand aus Granit. Diese Wand hatte es uns angetan, versprach sie doch eine Abwechslung gegenüber unseren seitherigen Eistouren. Ein erster Versuch war an seinem überwächten NO-Grat gescheitert. Heute wollen wir eine Route durch die Felswand suchen.

Auf dem Weg zum Gletscher sehen wir ein hasenähnliches Tier mit dem buschigen Schwanz eines Eichhörnchens, die Einheimischen nennen es „Viscacha“. Flink springt es von Stein zu Stein, setzt sich auf die Hinterpfoten und beobachtet uns neugierig. Vom Gletscher lösen sich ständig Eisseracs und stürzen mit mächtigem Getöse in den Gletschersee. Seine Oberfläche ist bedeckt mit Mini-Eisbergen. Der Gletscher hat ein großes Nährbeken und ist trotz seines flachen Auslaufes ständig in Bewegung.



Wächte am Nev. Cayacpunta, 5345 m

Auf seiner orographisch linken Seite betreten wir ihn. Problemlos führt er hinauf zum Fuße unseres Berges. Erschreckt zucke ich zusammen. Der Schnee unter meinen Füßen senkt sich im Umkreis von 30 m um mehrere Zentimeter, begleitet von einem dumpfen Brausen. Irgendwo ist ein Hohlraum im Gletscher zusammengebrochen.

Das Wetter ist nicht besonders. Auf der freien Eisfläche trifft uns der Sturm mit voller Wucht. Wir stemmen uns ihm entgegen und kommen prompt ins taumeln, wenn er kurzzeitig nachläßt. Schneeflocken fliegen waagrecht daher und peitschen uns ins Gesicht. In der Höhe, um die Berggipfel, ist ein faszinierendes Wolkenreißen. Sekundenlang blitzen die Spitzen durch blaue Wolkenlöcher, dann ist alles wieder zu.

Diese blauen Fetzen geben den Ausschlag, daß wir weitergehen.

Der Gletscher wird steiler und nach dem Überspringen der Randkluft sind wir am Fuße der Felswand. Der Wind hat nachgelassen, die Sonne dringt durch und wie auf Kommando gleiten die Rucksäcke von den geplagten Rücken. Wir sind uns einig: Brotzeit.

Der Weiterweg verspricht Genußkletterei. Über glatte Platten, aber immer mit den notwendigen Tritten und Griffen, kommen wir rasch voran. Mitten in der Wand entdeckt Franz Bergkristalle. Daraufhin bricht ein wahres Bergkristallfieber aus. Mit Eisbeil und Haken werden einige der schönen Steine ausgebrochen. Doch die Zeit drängt. Vor uns liegt ein scharfer Felsgrat. Mit Piaztechnik klettere ich höher, froh über jeden Absatz, auf dem man verschnaufen kann. Die trügerischen Eispilze, die den Grat verzieren, befördere ich mit Pickelschlägen in die Tiefe. Ein Gratturm versperrt den Weiterweg. Ich versuche mein Glück auf der Ostseite. Schmale, mit Schnee bedeckte Rippen gestatten eine Querung. Ich schlage einige Sicherungshaken. Ein überhängender Absatz wird mit Seilzug überwunden. Dann stehen wir

am Beginn eines beidseitig überwächerten Firngrates. Sorgfältig vom Kameraden gesichert begehe ich die scheinbar schwerelos hinausragenden Wächten. Eine Seillänge reicht bis zum steilen Gipfelaufbau. In gutem Firn steigen wir wie auf einer Leiter höher. Am Spätnachmittag stehen wir auf dem Gipfel. Die Ostseite ist in dicke Wolkenfelder gehüllt, die rasch auf uns zutreiben. Wir kommen noch auf den Gletscher, ehe das Schneegestöber beginnt. Noch in der Nacht steigen wir hinunter bis zum Basislager, zufrieden über die Erstbesteigung.

Dieter Fritz

Besteigung des Pongos Sur

Er ist schon lange fällig, der Nev. Pongos Sur, mit 5711 m der höchste Berg dieser Gruppe. Wir sind gut in Form und haben uns prächtig akklimatisiert. Morgen wollen wir seinen N-Grat erstbegehen.

Wie sind die Schneeverhältnisse; können die riesigen Wächten umgangen werden; was für Schwierigkeiten erwarten uns am senkrechten Abbruch des Gipfelaufbaus? Morgen werden wir sehen.

Beim ersten Tageslicht krieche ich aus dem engen Biwakzelt. Es ist bitter kalt. Weit und breit keine gute Fee, die uns das Frühstück bereitet. Also selber machen. Das Wasser ist in den Trinkflaschen eingefroren. Wir hatten versäumt, sie mit in den Schlafsack zu nehmen. Neues holen aus dem zuge-

frorenen Gletscherbach. Nur mit Mühe gelingt es meinen steifen Fingern ein Streichholz anzuzünden, um den Gaskocher in Betrieb zu setzen. Die Kameraden stehen dick vermummt um unsere Kochstelle. Endlich erreicht uns die wärmende Sonne. Nach kurzem Stehfrühstück, bestehend aus Knäckebrot, Fisch, Streichkäse, Leberpastete die in den Tuben eingefroren ist und schwarzem Tee mit viel Traubenzucker, geht es los.

Vorsichtig überqueren wir auf vereisten Steinen den Gletscherbach. Keiner verspürt Lust zu einem Bad. Weiter suchen wir uns den Weg entlang einer riesigen Gletschermoräne. Nachdem wir einen etwa 200 m hohen Felsriegel durchstiegen haben, sind wir am Firngrat. Rolf und Helme gehen voraus. Franz, Horst und Peter bilden eine Seilschaft; heute sind Volker und Walter meine Seilkameraden. Der Firn ist hart. Sicher greifen die Zacken der Steigeisen. Wir wechseln uns ab in der Führung. In gleichmäßiger Steilheit führt der Grat zum Gipfel. Die weit ausladenden Wächten sind angebrochen, irgendwann können sie als Lawinen in die Tiefe donnern. Ich gehe hart an der Bruchstelle. Hier fühle ich mich verhältnismäßig sicher, doch plötzlich sticht der Eispickel ins Leere. Schleunigst weiche ich in die steile Flanke aus. Diese Wächtengrate verlangen äußerste Konzentration. Zügig kommen wir höher. Die niederen 5000er sind längst unter uns. Frei geht der Blick talaus zur Schwarzen Kordillere.

Den Weiterweg versperrt ein senkrechter Abbruch. Nach einer kurzen Querung in morschem Eis kann die Firnscheide wieder begangen werden. Steil führt sie hinauf zum Gipfelaufbau. Unwillkürlich steige ich schneller, doch nicht lange, keuchend bleibe ich stehen. Erst als sich mein Puls wieder beruhigt hat gehe ich brav weiter, langsam, Schritt für Schritt. Den Gipfelaufbau umgehen wir unschwierig auf der W-Seite.



Pongos Sur, 5711 m, links Nordgrat



Gegen 14 Uhr stehen wir alle auf der Firnhaube des Pongos Sur. Lachende, glückliche Gesichter. Eine großartige Fernsicht zur 100 km entfernten Cordillera Huayhuash und zur Zentralen Kordillere mit ihren hohen 6000ern.

Nur zögernd machen wir uns an den Abstieg. Die Zeit drängt. An 80-m-Seilen lassen wir uns hinunter. Im Dunkeln stolpern wir zu unseren Zelten.

Dieter Fritz

Erklärung zum Roten Enzian, *Gentianella weberbaueri*

Mit großem Interesse haben wir zur Kenntnis genommen, daß es einer Gruppe junger Bergsteiger gelungen ist, eine in ihrer ganzen Erscheinung sehr auffallende, in der Kultur unbekannte Enzian-Art ausfindig zu machen und von ihr Samen zu gewinnen. Aufgrund des Vergleichs von Bildmaterial handelt es sich mit großer Sicherheit um *Gentianella weberbaueri*. Zur allgemeinen Kennzeichnung und Stellung dieser Art sei folgendes bemerkt:

Die Gattung *Gentiana* (Enzian) ist mit über 400 Arten in weiten Gebieten der gemäßigten Zone und in den Bergregionen der Tropen verbreitet. Sie gliedert sich in eine Reihe äußerlich mehr oder weniger stark differenzierter Sektionen, unter denen Arten der Gruppe

um den Gelben Enzian (*Gentiana lutea* L.), u. a. *Gentiana pannonica*, *G. punctata*, *G. purpurea* und die des Stengellosen Enzian (*G. acaulis* L. s. t.), vertreten durch eine Reihe nicht allzu verschiedener Arten, in Kultur genommen worden sind. Gärtnerische Bedeutung haben bisher fast ausschließlich blaublühende Arten erlangt, deren Hauptverbreitungsgebiete in Europa und Asien liegen, wo sie den Charakter der alpinen Flora wesentlich mitbestimmen. Im besonderen gilt dies für die Arten und Formen der bereits erwähnten Gesamtart *G. acaulis*, im weiteren für die aus dem Himalaja und den Hochländern Chinas stammenden Arten der Sektion *Frigidae*, die z.T. nach züchterischer Verbesserung als Herbstblüher zunehmendes Interesse finden.

Für die Kultur noch ganz unerschlossen sind die Arten des südamerikanischen Hochlandes, die sich durch besonders leuchtende Farben auszeichnen und vielfach in roten Tönen blühen. Sie könnten neue Aspekte in die Bepflanzung alpiner Anlagen, möglicherweise aber auch in das Schnittblumenangebot bringen. Ferner ist an ihre Einbeziehung in die Züchtung zu denken. Neben wenigen eurasischen Vertretern zählen sie zu einer Sektion, die nach Auffassung mancher Wissenschaftler als eigene Gattung — *Gentianella* — betrachtet wird. Ein spezieller Vertreter dieser Gruppe ist die von der Anden-Expedition gefundene Art *Gentianella weberbaueri*.

Das dem Institut zugesandte Saatgut hat sich erfreulicherweise als keimfähig erwiesen. Es dient wissenschaftlichen Untersuchungen zur Erkundung der Lebensdauer und des Gartenwertes dieses Enzians unter unseren Klimabedingungen. Die Ergebnisse der Untersuchungen werden zu gegebener Zeit in der Fachpresse veröffentlicht.

Prof. Dr. R. Hansen
Fachhochschule Weihenstephan
Institut für Stauden, Gehölze und angewandte Pflanzensoziologie

Hadana

Völkerkundliche Forschungen bei den Campa- Indianern im Gebiet der Amazonas- Quellströme

Kalender über den völkerkundlichen Teil

2. 5. H. G. Winkler fährt mit dem Bus von Lima über den Ticlio-Paß (4831 m) — La Oroya — Tarma — San Ramon nach La Merced.
- 3.—22. 5. Aufenthalt in La Merced, Vorbereitungsarbeiten — Kartenstudium — Kontaktaufnahme mit vielen ortskundigen Personen. Verhandlungen mit Versorgungs-Fliegern, die die Urwaldstationen anfliegen.
22. 5. Abflug vom Flugplatz San Ramon nach Oventeni im Gran Pajonal.
22. 5. bis 19. 6. Ethnografische Forschungen im Gebiet um die Station Oventeni bei den Campa-Indianern.
20. 6. Abmarsch mit 2 Campas zum Rio-Alto Ucayali.
23. 6. Ankunft in der Missionsstation Oveni am Rio Unine; weiter zur Siedlung Atalaya am Rio Ucayali.
24. 6. Fahrt im Canoa auf dem Rio Tambo.
25. 6. bis 28. 6. Warten auf ein Boot, um den Rio Tambo weiter aufwärts fahren zu können.
28. 6. Fahrt mit Canoa und zwei Campas den Rio Tambo aufwärts.
29. 6. Ankunft in der Missionsstation Puerto Ocopa am Zusammenfluß des Rio Perene und des Rio Pangoa.
30. 6. bis 2. 7. Völkerkundliche Forschung im Gebiet von Puerto Ocopa.
2. 7. Flug von Puerto Ocopa nach Oventeni.
3. 7. bis 10. 7. Restuntersuchungen bei den Campas, Vervollständigung der Sammlungen.
11. 7. Flug von Oventeni nach Atalaya am Rio Ucayali.
12. 7. Flug von Atalaya nach San Ramon/Chanchamayo und Fahrt nach La Merced.
15. 7. Rückfahrt mit Bus über Tarma, La Oroya — Ticlio-Paß — Chosica nach Lima.

Die Aufgabe

Im Rahmen der Expedition hatte ich die Aufgabe übernommen, ethnographische Forschungen in Ost-Peru durchzuführen.

Die Eingliederung einer solchen Forschungsaufgabe aus einem wissenschaftlichen Bereich in eine Bergsteigerexpedition erfordert eine umfangreiche Vorbereitung. Ich setzte mich deshalb mit einer großen Zahl von Fachwissenschaftlern und Instituten für Amerikanistik in Verbindung, um diese für eine Mitarbeit oder Aufgabenstellung zu gewinnen. Hierzu wurden exakte Vorschläge ausgearbeitet, in welcher Form und in welchen Gebieten ethnographische Untersuchungen von mir durchgeführt werden könnten. Alle Fachleute, mit denen ich im Briefwechsel stand, äußerten sich zwar sehr interessiert zu meinen Vorschlägen, jedoch konnte sich kein Institut oder Museum bereiterklären, eine festumrissene Aufgabe zu stellen. Ganz unmöglich war es, von diesen Institutionen eine finanzielle Unterstützung zu erhalten.

Zwischen all den höflichen Absagebriefen fand ich eines Tages in meiner Post eine Nachricht vom „Staatlichen Museum für Völkerkunde München“. Professor Dr. O. Zerries, Landeskonservator an diesem Museum und langjähriger Indianer-Forscher auf dem Spezialgebiet Südamerika, zeigte sich nicht nur interessiert, sondern bot auch seine aktive Hilfe an. Mit seiner Unterstützung erarbeitete ich eine genaue Aufgabenstellung.

Am Ostabfall der Kordillere Perus, die vom Urwald überwuchert ist, liegt die sogenannte Montaña. Es ist ein Landschaftsgebiet, das den Übergang von der Hochkordillere zum Amazonas-Tiefland bildet. Hier, zwischen den vielen kleinen Quellflüssen des Rio

Ucayali, dessen Wasser später in den Amazonas fließen, leben Indianerstämme, die vor mehr als vierzig Jahren von dem deutschen Fachethnologen Günther Tessmann untersucht und beschrieben wurden. Es galt nun, Veränderungen in der Lebensweise, der sozialen Struktur sowie im materiellen Kulturgut, die durch das Vordringen der Zivilisation entstanden sind, festzuhalten.

Um diese Arbeit durchführen zu können, mußte ich meine Kenntnisse von diesem Gebiet durch umfangreiche Literaturstudien von fachwissenschaftlichen Werken erweitern und vertiefen. Ich stellte fest, daß es nur sehr wenige Angaben über den Stamm der Campa-Indianer gab. Die ausführlichste Untersuchung war das umfangreiche Werk Tessmanns: „Die Indianer Nord-Ost-Perus“ Hamburg 1930. Die darin enthaltene Beschreibung der Campa-Indianer hatte Tessmann nach einem System durchgeführt, das 76 Punkte umfaßt. Dieses System bildete auch das Gerüst für meine Arbeit.

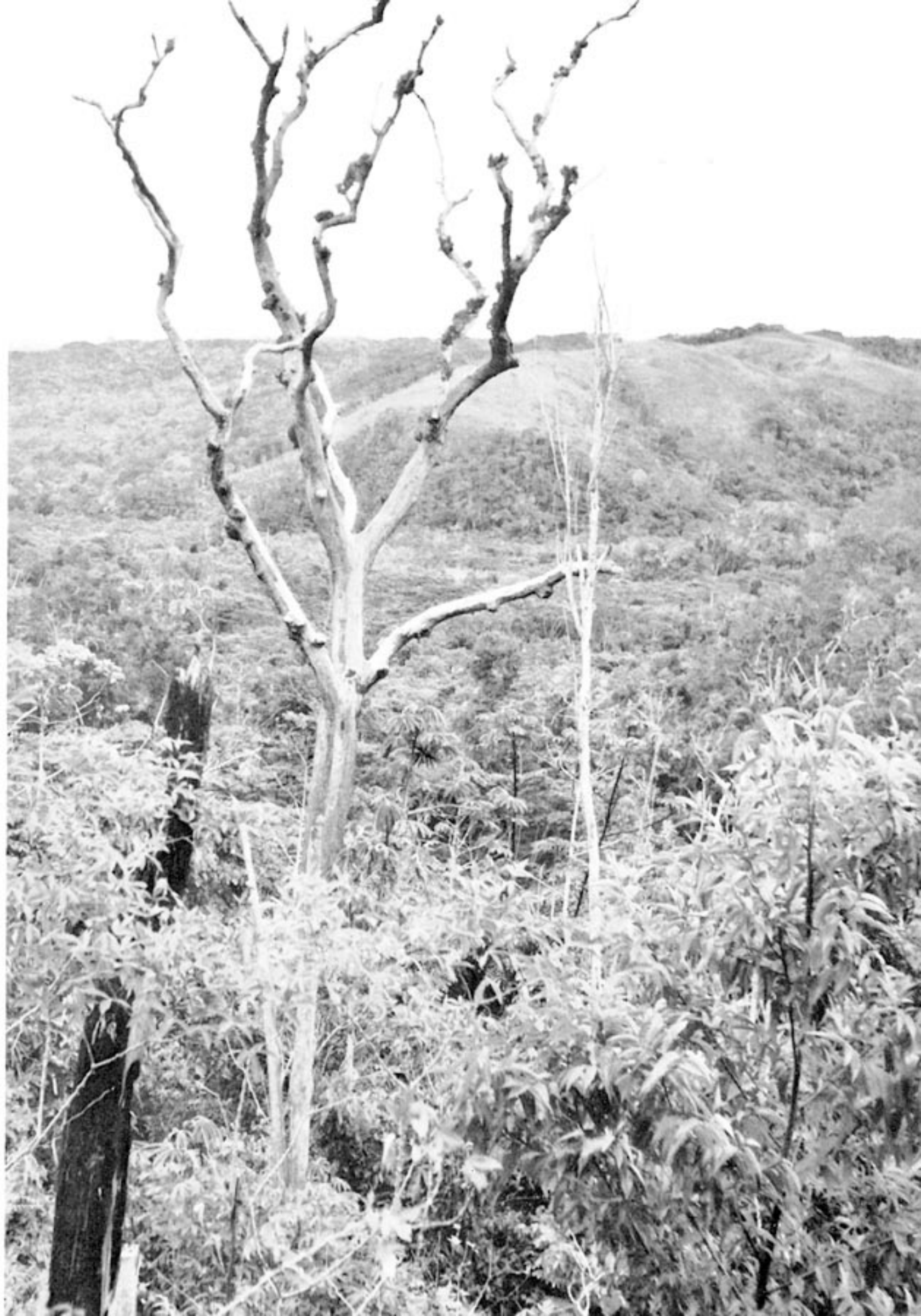
Die Reise

Um mein Aufgabengebiet zu erreichen, muß ich mich in Lima von meinen Bergkameraden trennen und die Kordillere in Richtung Osten überqueren. Das Seegepäck der Expedition war noch nicht vom peruanischen Zoll freigegeben, aber um keine kostbare Zeit zu verlieren, packe ich am 2. Mai 1971 eine kleine Tasche und fahre mit einem Regular-Bus los. Es ist Sonntag! Einmal am Tag fährt ein Bus, der 25 Personen faßt, aber mindestens 40 transportiert, von Lima aus über den

höchsten Eisenbahnpaß der Welt (Ticlio 4831 m) nach dem kleinen Provinzstädtchen La Merced am Rio Chanchamayo. Diese Wagen sehen nicht sehr vertrauenserweckend aus, haben aber starke Motoren und fahren sehr schnell. Die Straße windet sich in engen Kurven bergan am Rimac-Fluß entlang, an dem ja auch Lima liegt. Im Tal begleitet uns die Eisenbahnlinie, die oft in langen Tunnels verschwindet, um dann auf schwindelerregenden Hängebrücken den tiefen Einschnitt zu kreuzen. Es wird kälter, die Fenster werden geschlossen. Die ersten Eisgipfel liegen rosaglutend in der tiefstehenden Sonne vor mir. In unendlich vielen, engen Serpentinaen geht es auf staubiger Schotterstraße dem Paß entgegen. Vorbei an Zinn- und Kupferminen, deren Seilbahnen die Hänge wie Spinnetze überziehen. Dann ist der Paß da. In weniger als fünf Stunden sind wir von 70 m ü. NN. auf eine Höhe von über 4800 m gefahren. Im Wagen ist es still geworden. Selbst die Peruaner fürchten sich vor der „soroche“, der Höhenkrankheit mit Erbrechen, Kopfschmerzen und Mattigkeit. Es ist, als ob sich Fahrer und Bus fürchten vor dieser einsamen Höhe, denn ich habe den Eindruck als stürze sich jetzt der Wagen regelrecht abwärts. Links einige Gletscher-Lagunen mit milchweißen Eisrändern. An der Straße Hochland-Indios in ihren roten Ponchos. Sie sehen aus wie Brummkreisel, wenn sie von Stein zu Stein springen. Frauen in weitschwingenden, dicken Röcken, daneben Llamas als Lasttiere. Im letzten Dämmerlicht erreichen wir das Ende der Bahnlinie Lima — La Oroya. Kurzer Aufenthalt, ehe es weiter abwärts geht. Das Leben im Bus taut wieder auf, denn fast jeder hatte mit der Höhe zu tun. Vor mir sitzt eine Cholo-Frau (Mischling) mit ihrem Baby. Sie schiebt ihre Bluse beiseite und stillt ganz ungeniert, in stoischer Ruhe und mit stumpfem Blick ihr Kind. 21.00 Uhr, Tarma, immer noch 3000 m hoch. Unsere bunte Arche hält vor einer Bar zu einer Pause. Trübes Licht

fällt auf die Straße, von der einzigen nackten Glühbirne, die oben an der schmutzigen Decke hängt. Ich trinke einen Tee, von dem ich nicht weiß, ob das Wasser auch abgekocht wurde. Als Europäer soll man besonders darauf achten, denn die Darmflora muß sich hier auf Klima, Wasser und Speisen umstellen. Es ist Nacht, als die Fahrt wieder beginnt. Meine fein aufgeputzte Nachbarin ist ausgestiegen. Sie hatte sich auf der Fahrt über den Paß auf den Boden erbrochen, das bleibt auch liegen, keiner kümmert sich darum, niemand schimpft. So muß ich in meinen Sitz klettern und die Weiterfahrt in dieser scheußlichen Umgebung hinter mich bringen. Die Straße ist nur noch Schotter aus Kalkstein. Im Wagen hängt eine Staubwolke, die alles grau überzieht. Der Weg wird halbsbrecherisch. Ich halte die Luft an, als die Räder unter mir bei einem Ausweichmanöver genau an der losen Geröllkante stehen, unter der 150 Meter tiefer ein Fluß weißschäumend im Mondlicht dahinrauscht. Die Stunden werden zur Qual, die ich überbrücke, indem ich leise deutsche Volkslieder vor mich hinsumme. Jetzt fahren wir in einem Flußtal und der Bus schiebt sich im 3-Kilometer-Tempo über eine gespenstig beleuchtete Hängebrücke ans andere Ufer. Lichter tauchen auf, warme feuchte Luft dringt durch die Fenster. Bananenstauden an der Straße, wucherndes Grün auf den Hängen. Wir haben die Kordillere überquert und sind im tropischen Teil Perus angekommen.

Gran Pajonal
Bergurwald mit steppenartigen
Grasflächen



La Merced

im Tal des Rio Chanchamayo ist noch keine Stadt, aber auch kein großes Dorf mehr. Es ist Endpunkt der Straße, die ich von Lima hierher gefahren bin und auch zugleich Zentrum eines hervorragenden Früchteanbaugesbietes. In dem vom Urwald überwucherten Bergland, eben der „montaña“, das immer noch 800 m über dem Meere liegt, haben sich in den letzten 40 Jahren zahlreiche Europäer und Peruaner eine Hazienda geschaffen. Bananen, Papayas, Mango, Orangen und vor allem Kaffee gedeiht auf den fast immer sonnigen Hängen so hervorragend, daß das Chanchamayo-Gebiet die Fruchtkammer Perus genannt wird.

Auf der Plaza vor der grasgrün gestrichenen Kirche trifft man Peruaner, europäische Siedler und Cholos, die vielfarbige Mischung aus Indio und Spanier. Auf dem bunten Markt hinter der Kirche, der wie viele Märkte des Landes nicht besonders sauber ist, erstehe ich ein halbes Dutzend Bananen und eine große Ananas für noch nicht einmal 50 Pfennige. Ich umrunde die Plaza und trete in den Laden des Señor Bruderer. Eine Art Gemischtwarenladen, in dem es einfach alles gibt. Vom Brötchen über Seife, Werkzeug und Seile bis zum Kleiderstoff kann der Siedler hier alles einkaufen.

„Seis...siete...ocho...nueve... diez...“ zählt mit vollem Baßton Señor Bruderer die Soles auf die Theke. Ich spreche ihn mit meinem gebrochenen Spanisch an und als er hört, daß ich „aleman“ bin, Deutscher, geht es in Deutsch auch weiter. Er ist Schweizer Bürger und freut sich natürlich, das Neueste aus Europa zu hören. Seine Frau, Peruanerin, kommt dazu, und dann steht auch plötzlich ein großer schlanker Mann im Laden, Señor Wiegmann, im blauen Overall, eben

aus seiner Sägerei am Ortsausgang gekommen. Er stammt aus Bremen. Er und seine fürsorgliche Frau lassen mich später in herzlicher Gastfreundschaft schöne Tage in seinem Hause genießen. Nicht endenwollende Fragen stürmen auf mich ein. Wo kommen Sie her, wo wollen Sie hin, wie war das Wetter in Deutschland, was macht die Politik, so daß ich Mühe habe, auch meine Frage los zu werden: „Wo treffe ich Señor Ernesto Schütz?“ Er war es gewesen, der mir noch nach Deutschland auf meine Briefe mit einer Einladung geantwortet hatte. Auch will er mir bei meiner Weiterreise behilflich sein.

„Da drüben geht er doch...!“ ruft Señor Bruderer durch den Laden und ich begrüße Don Ernesto auf der sonnenheißen Straße. Grauhaarig, groß, hager, sympathisch. Er ist auch Schweizer, schon 40 Jahre in Peru und Alcalde (Bürgermeister) von La Merced. Nach zwei Stunden fahren wir in seinem VW zu seiner, ca. 10 km entfernt liegenden Hazienda LA ROMILDA. Was für ein Kontrast. Von der Unordnung, dem Schmutz, der Armut und Trägheit des Ortes, direkt durch dichtes Blättergewirr, aus dem, am Berghang, ein kleines Paradies auftaucht: LA ROMILDA. Ein zauberhaftes Panorama, hoch vom Urwald überwachsene Berge begrenzen den Blick. Eine Terrasse, umgeben von blühenden Büschen, deren Namen ich nicht kenne. Die Señora Schütz empfängt mich freundlich, eine nette gepflegte Peruanerin.

Hier bespreche ich abends bei sinkender Sonne meine Reise mit Don Ernesto. Mein ursprünglicher Plan, an den Rio Pachitea zu gehen, um diesen hinunterzufahren, bis er in den Rio Ucayali mündet, ist schnell aufgegeben, als ich erfahre, daß ich in ein ethnographisch viel ergiebigeres Gebiet kommen kann. „Sie wollen Indianer studieren...? Warum gehen Sie dann nicht zu den Campas in den Gran Pajonal?“ fragt Don Ernesto lächelnd.

Gran Pajonal

das ist ein Wort, das ich aus vielen Büchern her kenne, halte es aber nicht für möglich, als einzelner dorthin zu gelangen. Karten werden geholt, Entfernungen berechnet. Dabei vergesse ich die lästigen Moskitos, während der Finger von Don Ernesto auf einem Punkt der Karte stehenbleibt, an dem das Wort OVENTENI steht.

Oventeni ist eine kleine Missionsstation mit einigen Siedlern drumherum. Es liegt im Herzen des Gran Pajonal, und es führt keine Straße dorthin. Auch über einen schiffbaren Fluß ist es nicht zu erreichen. Die einzige Verbindung ist das Flugzeug. Kleine einmotorige Cessna- oder Piper-Maschinen halten die Versorgung zu diesen verlorenen Urwaldsiedlungen aufrecht. Don Ernesto kennt die Piloten und in der Zeit, in der ich auf mein Gepäck aus Lima warten muß, werden wir mit ihnen über meine Weiterreise verhandeln.

GRAN PAJONAL, das ist eine große Hochfläche, von kleinen Flußtälern zerschnitten, die in dem Bogen zwischen Alto-Ucayali und Rio Tambo, rund 100 Kilometer vom Chanchamayotal, ostwärts liegt. Seine besondere Eigenart besteht darin, daß hier die Natur große steppenartige Grasflächen aus dem dichten Urwaldteppich ausgespart hat. Aus der Literatur her weiß ich, daß dies die Urheimat der Campa-Indianer ist.

„Wenn Sie zu den Campas gehen, müssen Sie unbedingt Atun mitnehmen...“ (Thunfisch in Büchsen), erklärt mir schmunzelnd Señor Bruderer, als ich wieder in seinem Laden stehe. Ich kaufe zehn Büchsen davon und noch einige Messer zur Ergänzung meiner aus Europa mitgebrachten Tauschartikel. Obenauf schnürt er noch eine nagelneue Machete. „Die werden

Sie gut brauchen können. . ." grinst er und macht sich insgeheim lustig über den verrückten Gringo, der da absolut in den unwegsamen Urwald will. Da geht man nur hin, wenn man einen dringenden wirtschaftlichen Grund hat!



Campa Indianer
in der Cushma und mit Pfeil und Bogen

Der Flug in die Wildnis

Es ist ein kühler Morgen, an dem mich Don Ernesto in seiner Camionetta, ein klappriger Ford mit Ladepritsche, an dem die Türen mit Draht zugemacht werden, über die staubige Schotterstraße nach San Ramon zur Flugpiste fährt. Vor einer offenen Holzhalle, in der ein Berg Benzinfässer übereinander getürmt liegt, laden wir mein Gepäck ab. Es ist Nebel über dem Gran Pajonal, „wir können nicht starten“! ist die erste Auskunft des kleinen schwarzhäarigen Piloten. Don Ernesto verabschiedet sich, und mein Warten beginnt. Das Warten, das man hier in Südamerika als Europäer erst lernen muß. Es muß einem in Fleisch und Blut übergehen.

Die drei kleinen einmotorigen Maschinen von San Ramon versorgen ungefähr ein halbes Dutzend Urwaldstationen. Da die Piloten nur auf Sicht fliegen können, ist ihr Einsatz stets vom Wetter abhängig. Die Sonne kommt durch den weißen Wolkenschleier, und die ersten Piloten starten. Aber nicht nach Oventeni. Es dauert rund zwei Stunden, ehe einer wieder zurückkommt. Es ist Mittag. Die heiße Tropensonne hat mich in den Schatten zu den Benzinfässern flüchten lassen, aber die sind alle leer. Man wartet auf einen Wagen mit Benzin aus La Merced. Dort ist der Treibstoff aber knapp geworden, denn die Straße Lima — La Merced war zwei Tage durch einen Erdbeben nicht befahrbar. Die Sonne versinkt hinter den Bergen und ich sitze wieder auf meinem Seesack vor der Halle.

Es ist Sonnabend, der 22. Mai, als ich mich aus meinem Schlafsack schäle, denn ich habe die Nacht in einem Schuppen des Flugplatzes verbracht. Heute ist Benzin da, aber die Maschinen müssen erst andere Stationen anfliegen. Endlich, 15 Uhr ist es dann soweit. Die kleine Cessna ist vollgepackt. Ein Sack mit Zucker, einer mit Nudeln, Kanister mit Öl, fünf Kannen mit Gasoline, mein Seesack, der Rucksack, Schlafsack und Kameratasche. Alles ist vorher genau gewogen worden, denn wir können nur 300 kg laden. Ich sitze auf dem Nudelsack gleich neben dem Piloten. Wir rasen die Piste entlang, und schwerfällig hebt sich der Vogel ab.

Unter uns der Rio Chanchamayo. La Merced liegt eingebettet zwischen Berg und Fluß. Ringsum auf den runden Berghängen sieht man deutlich die vielen kleinen Chacra's, auch die großen Gebäude der Kaffee-Hazienden. Wir nehmen Kurs auf Ost. Jetzt weist der Pilot nach unten. Der Rio Perene rechts und Rio Paucartambo links. Beide ergeben den Rio Tambo, der auch bald in engen Mäanderwindungen auftaucht. Neben uns segeln dicke weiße Kumulusberge, weiter im Norden stehen schwere dunkle Wolken. Ich verfolge den winzigkleinen Flugzeugschatten über dichtem Urwald. Lichtungen tauchen auf mit hellbraunen Hütten, die mit Blättern gedeckt sind und aus denen dünne Rauchsäulen emporsteigen.

„Campas...“! schreit der Pilot durch den Motorenlärm und zeigt nach unten. Wir sind von 400 m auf 700 m gestiegen. Jetzt türmt sich vor uns eine Bergwand, mit Urwald überwuchert, wie eine große Mauer auf. Wieder brüllt Miguel zu mir herüber: „Gran Pajonal...!“ Meine Nerven sind gespannt — wie wird es aussehen — was wird mich erwarten? Wie Inseln in einem grünen Meer liegen offene Grasflächen unter uns. In der letzten, goldgelben Abendsonne fliegen wir dicht über dem Baumteppich. Ein heller Fleck vor uns...

Oventeni

Wir sinken schnell und in steilem Schwung schießt unser braver Vogel in einen Taleinschnitt hinein. Die Piste, ein heller Grasstreifen, taucht auf. Etwas hart und torkelnd setzt die Maschine auf. Wir rollen aus und sind sofort von einem Kreis bunter Menschen umringt. Ein Polizist schreibt meinen Namen und die Nationalität auf ein Stück nicht sehr gewichtig aussehendes Papier.

Ich bin in Oventeni!

Ein paar braune Jungens haben mein Gepäck auf der Schulter, und ich stolpere, noch ganz benommen vom Flug, hinter ihnen her zu einer Hütte, die ganz aus Palmenstangen gebaut ist und ein Blätterdach hat. Sie gehört Don Penia, der hier aber nur Don Pancho genannt wird. Man stellt mich einer Reihe von Männern vor, auch die Señora kommt aus der Hütte. Unter dem breiten Vordach steht ein runder, rohgezimmerter Tisch. Wir trinken starken schwarzen Kaffee und dabei kommen immer noch mehr Neugierige, die natürlich alle brennend gern wissen wollen, was ich hier suche. Mein Spanisch macht mir ganz schöne Schwierigkeiten. Petroleumlampen werden angezündet. Ich werde regelrecht ausgefragt. In einer Nachbar-Hütte finde ich Unterkunft. Es gibt drei Räume, die Wände sind aus Caña mit luftigen Ritzen. Ein schmaler Balkon unter dem Vordach ist der Lebensraum.

Während ich auspacke huschen die ersten Cucarachas über meine Sachen. Es sind 2—4 cm lange Schaben, rotbraun wie Maikäfer, eine Landplage erster Ordnung in allen Gebieten Perus.

Zum Nachtessen bittet mich Don Pancho herüber. Am runden Tisch trifft sich alles wieder, auch ein peruianisches Ehepaar ist da, mit einem kleinen braunen Mädchen. Es gibt Yucca, Reis mit gebratenen Bananen, Suppe und Kaffee. Bis in die halbe Nacht hinein sitzen wir beisammen und ich muß wieder erzählen. Müde krieche ich endlich in meinen Schlafsack.

Oventeni liegt auf einer Höhe von ca. 800—1000 m ü. NN. in einem flachen, ca. zwei Kilometer langen Kessel, der in grauer Vorzeit sicher einmal ein See gewesen ist. Anfang der vierziger Jahre wurde hier eine Missionsstation der Franziskaner gegründet und erst vor ca. 10—15 Jahren ließen sich daneben einige Siedler aus der Sierra nieder. Heute leben in Oventeni ca. 150 Menschen in Hütten, die ganz in Indianerbauweise errichtet sind. Mittendurch fließt ein kleiner schmaler Bach, in dem sich ein paar Schweine suhlen, einige Enten schwimmen und die Kinder baden. Er ist aber auch gleichzeitig die Trinkwasserversorgung des Ortes.

Meine Arbeit beginnt

Nach wenigen Tagen ist das anfängliche Mißtrauen mir gegenüber geschwunden und man begegnet mir mit einem freundlichen „buenos dias — Don Jorge“!

Ich bin nun mitten im Indianergebiet.

In dem, den Kessel von Oventeni umschließenden Urwald leben verstreut die Familien der Campa-Indianer. In den nächsten Wochen und Monaten will ich Tag für Tag durch dieses grüne Dickicht ziehen, um die Campas aufzuspüren, mich mit ihnen anzufreunden, damit ich meine ethnographischen Beobachtungen durchführen kann.

Am Anfang gelingt mir das natürlich noch nicht.

Ich ziehe schmale, in den weichen Waldboden getretene Pfade Stunde um Stunde entlang. Sie hören oft irgendwo im Pflanzengewirr auf.

Wie so oft auf meinen vorangegangenen Reisen geschieht etwas Wichtiges ganz unverhofft.

Mit meiner schmutzigen Wäsche unter dem Arm gehe ich zu einem kleinen Wasserlauf am Rande des Waldes. Als ich ihn ein Stück in den Wald hinein verfolge, um eine günstige Stelle zum Waschen zu finden, bleibe ich wie angewurzelt stehen. Campas . . .

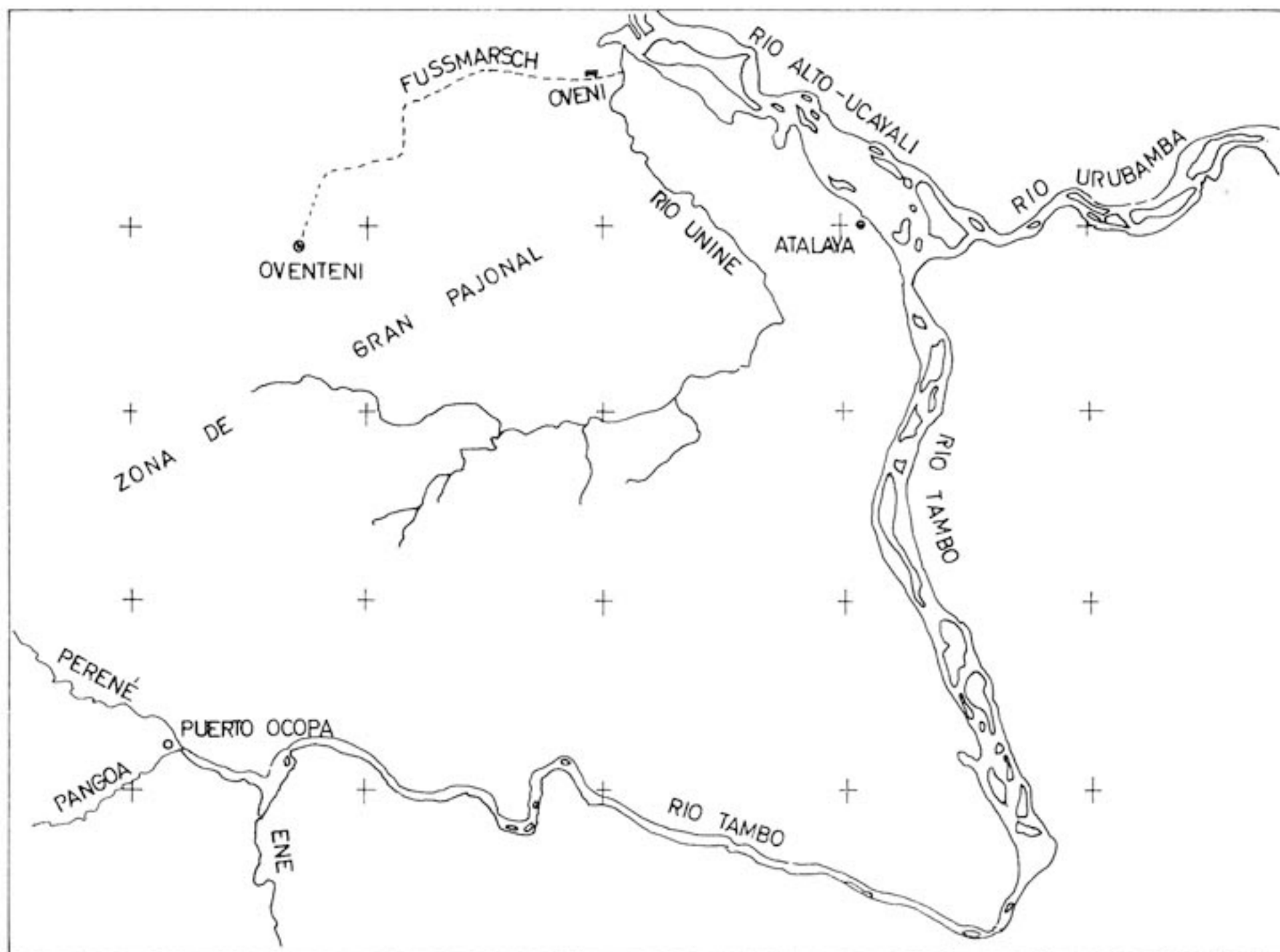
Sie fischen, besser gesagt, sie suchen nach Wasserschnecken und Fröschen. Ich bin fasziniert.

Ein junger Mann und ein Mädchen, beide schätze ich auf ungefähr zwanzig Jahre. Sie tragen die Cushma, das

weitfallende sackartige Gewand der Campas. Das Mädchen hat zwei dünne Streifen, quer über die Backen gemalt. Der obere ist rot, der untere blauschwarz. Er, hat von den Augenbrauen bis zur Oberlippe das Gesicht grellrot beschmiert. Es ist Morgen und die Farbe glänzt noch frisch in der Sonne. Das Mädchen trägt einen Korb aus sehr feinem Geflecht, ihr Haar ist schwarz und lang. Sie stehen beide am schlammigen Ufer des Baches, der hier ein Knie bildet und sind mindestens ebenso erschrocken wie ich. — „Buenos dias“ . . . rufe ich zu ihnen hinüber und hebe die Hand zum Gruß. Langsam kommen beide durchs Wasser gewatet zu mir, bleiben einen Augenblick voll Verwunderung stehen und setzen sich dann ohne, auch zueinander, ein Wort gesprochen zu haben in Richtung Wald in Bewegung.

Es ist für mich wie ein Spuk, der, ehe ich ihn wahrnehme, schon wieder verflogen ist.

Plötzlich, ich habe schon angefangen zu waschen, steht das Mädchen wieder hinter mir und hält den Korb vor sich hin. Sie bietet ihn mir zum Waschen an. Aus ihren wenigen, in kurzen heißen Rhythmen hervorgestoßenen Campaworten entnehme ich, daß sie mir sagen will, ohne Korb könne man doch nicht waschen und ich hätte doch keinen. Lachend lehne ich freundlich ab. Sie zögert noch, dreht sich dann aber langsam ab und geht mit ungläubigem Gesicht zurück zu ihrem Gefährten, der, an einem Stamm gelehnt, die Szene hellwach beobachtet hat.



Die Campa

Die Herkunft des Namens CAMPA liegt im Dunkeln. Die Forschung vermutet, daß er von den Ketschua stammen könnte. Die Campa siedeln nicht im Stammesverband, sondern als Einzelfamilie im Urwald. Es sind also ausgesprochene Waldmenschen. Die Gruppe hier im Herzen des Gran Pajonal, nennt sich selbst ANTANIRI, das heißt: „die im Innern wohnen“. So haben sie auch keinen eigentlichen Stammesführer, nur selten noch einen Medizinmann. Die Einzelfamilie, erwei-

tert durch eine Anzahl naher Verwandter, lebt auf einer Lichtung im Wald, in höchstens drei beieinanderstehenden Hütten zusammen. Diese Campa-Hütten, sie nennen sie PANGOTSI, bestehen nur aus vier in den Boden gerammten Pfählen mit einem Blätterdach darüber. Es gibt nur selten einen erhöhten Fußboden und unter dem Dachrand legt man drei trockene Stämme strahlenförmig zu einer Feuerstelle zusammen. Die Campas besitzen nur ein einziges Kleidungsstück, ihre CUSHMA. Dieses weite, ärmellose Hemd ist aus Baumwolle, die sie selbst in ihrer kleinen Chacra anbauen. Sie wird mit der Hand auf ein-

fachsten Palmholzspindeln zu einem Faden gedreht. Auf einem, waagrecht an einen Pfahl gebundenen Webstuhl, dessen anderes Ende sich die Weberin um den Leib bindet, wird die naturfarbene Wolle verarbeitet. Die Stoffbahnen sind ca. 50 cm breit und als Muster werden 3—5 cm breite, dunkelbraune Streifen eingewebt.

Leider gibt es heute nur noch wenige Frauen, die diese Kunst des Webens beherrschen, und so ist eine Cushma ein wertvoller Besitz. Darunter gehen die Campas nackt. Nur einige Männer, die Kontakt mit den Siedlern haben, tauschen sich eine alte abgetragene Khakihose ein, die sie dann unter der



Auf der Jagd

Cushma tragen. Eine Fußbekleidung kennt der Campa überhaupt nicht. Um ihre Hütte herum legen sie eine Pflanzung an. Vor allem Yucca, eine stärkehaltige, ungiftige Wurzel, wird angepflanzt, dazu Bananen, Mani (Erdnuß) und oft auch Papaya.

Heiratet ein Campa, so geht das ohne besondere Zeremonie vor sich. Der Mann zieht in das Haus der Frau, aber meist baut er sich ein eigenes neues, um seine Unabhängigkeit zu erlangen. Es gibt bei den Campa eine strenge Arbeitsteilung. Die Frau versorgt den

Haushalt, zieht die Kinder groß, sie pflanzt die Chacra an, betreut sie und erntet auch. Das Flechten der unentbehrlichen Tragkörbe, aus gespaltenem Rohr ist Frauensache. Der Mann wiederum baut das Haus, rodet den Urwald und geht zur Jagd.

Die Campas, die sich in den Gran Pajonal zurückgezogen haben, leiden stark unter Proteinmangel. In früheren Zeiten unternahmen sie Fischzüge zu den am Rande dieses Gebietes liegenden großen Flüssen. Sie waren dann tagelang unterwegs. Heute machen sie

das nicht mehr und in den kleinen Flößchen und Bächen finden sie nicht genug. Die Tierwelt ist, wie in so vielen anderen Gebieten der Montaña, spürbar zurückgegangen. Man jagt Wildschwein, Tapir, Hasen und alle Arten von Vögeln. Nur selten bringt der Campa einen Puma oder „Tigre“ zur Strecke.

Die Waffe der Campas ist immer noch Pfeil und Bogen. Die Bogen werden aus dem Holz der eisenharten Chonta-Palme geschnitzt. Die Sehne dazu wird aus Pflanzenfasern gedreht. Die Pfeile sind aus gut gewachsenem Chaña-Rohr geschnitten, an deren Ende mit etwas Bast und Bienenwachs, zwei schräggestellte Federn sitzen. Sie sollen dem Pfeil durch das Rotieren den ruhigen, geraden Flug geben. Die Spitze, ca. 30—40 cm lang, ist aus Chonta-Holz geschnitzt und hat, in vielfältigen Formen, Widerhaken.

Es gibt Vogelpfeile, die haben nur einen kleinen runden Kegel an ihrer Spitze, zum Betäuben der zarten Geschöpfe. Auch einen Dreizack, für die Fischjagd und einen Signalpfeil entdeckte ich. Letzterer ist ein Rohr, an dem mit Bienenwachs ein Schneckenhaus befestigt ist in das zwei runde Löcher gebohrt sind. Schießt man ihn senkrecht in den Himmel, so zieht die Luft durch die beiden Öffnungen und ruft einen pfeifenden Ton hervor. Ein junger Bursche zeigt mir, wie man Bogen und Pfeil beim Schießen halten muß. Stets hat der Schütze einen zweiten Pfeil in der „Bogenhand“ um ihn bereit zu haben, wenn ein Nachschuß nötig ist.

Beim Besuch einer Campa-Familie sehe ich neben dem Feuer, vor dem eine Frau hockt und kocht, auf einem grünen Blatt einige kleine Bündel aus Wurzelfasern liegen. Sie sehen wie große Schmetterlingspuppen aus. Auf meine Frage hin, öffnet sie das Fasergewirr und heraus kommt ein großer, fetter, leuchtendgelber fünf Zentimeter langer Wurm. Diese Würmer verpuppen sich in abgestorbenen Baumstümpfen, werden von den Campa's

gesammelt und gelten als Delikatesse. Die Frau demonstriert mir das auch sogleich, indem sie lachend und mit sichtlichem Behagen hineinbeißt. Ich bin unwillkürlich einen Schritt zurückgetreten und diese Geste bewahrt mich vor ihrem Angebot, mitzuhalten.

Die Campas trinken eigentlich nur Wasser aus dem, nahe der Hütte vorbeifließenden Bach. Als besonderes Getränk brauen sie den MASATO. Aus gekochter Yucca, vermischt mit Kamotte (Süßkartoffel), rühren sie einen Brei, in eigens dafür ausgehöhlten Baumstämmen an, die auf gekreuzten Aststücken vor der Hütte stehen. Beim Rühren spucken die Frauen und Kinder kräftig in diesen Brei hinein, um ihm ein Gären zu ermöglichen. Nach 2 bis 3 Tagen wird er zu einem sämigen, sauren, mostartigen Getränk, das leicht alkoholhaltig ist. Natürlich bekommt der Gast stets eine volle Kalebasse davon angeboten und die Augen aller Anwesenden sind stets auf mich gerichtet, um zu prüfen, ob der Gringo seine Schale auch wirklich bis zum Grunde leert. Fröhlich blitzen dann die Augenpaare auf und mit einem befreienden Lachen bittet man mich danach, in die Hütte zu treten. Die Campas kennen nicht viele Krankheiten, aber die von den Weißen eingeschleppte Grippe macht ihnen viel zu schaffen. Auf einem meiner Märsche komme ich zu einer Hütte, die ich noch nicht kenne. Es ist kein Mensch da, nur ein einzelner junger Mann liegt auf dem Boden unter einem Blätterdach, völlig apathisch, leicht röchelnd. Er nimmt von mir keinerlei Notiz. Ich überlege, was diesem Mann wohl fehlt. Da tritt plötzlich ein kleiner Junge von vielleicht 8 Jahren aus den Büschen, sieht mich mit großen Augen an und flüstert: „Grippe“... Ja, dieses Wort ist hier, mitten im tiefsten Urwald, bei Menschen die gerade aus der Steinzeit kommen, bekannt. Immer habe ich eine kleine Marschapotheke bei mir und so schicke ich den Jungen zum nahen Bach Wasser zu holen und flöße dem Kranken zwei Grippetabletten ein.

In weniger als einer halben Stunde, sitzt der Campa aufrecht, lacht mich an und sagt „no dolor de cabeza...“, keine Kopfschmerzen mehr! Die Indianer, die keinerlei chemische Mittel kennen, reagieren ganz spontan auf meine Medikamente.

Im Laufe der Zeit spricht es sich herum, daß der Gringo Arzneien mit sich herumträgt und so bleibt es natürlich nicht aus, daß ich bei fast jeder Begegnung den „medico“ spielen muß. Vor allem die Kinder leiden unter Dysenterie und an Wurmkrankheiten. Unser Arzt, Dr. Volker Schwenkglenks hat mir aber eine so ausgezeichnete Medizinkiste mitgegeben, in der ich wirklich immer für alle großen und kleinen Fälle eine Schachtel finde.

Die Menschen hier haben eine große Achtung und ein Vertrauen zur Medizin des weißen Mannes. Leicht wird aber daraus eine Manie. So kommen fast immer, wenn ich einer Frau ein Kopfschmerzmittel oder Tabletten gegen Durchfall gebe, die umstehenden Artgenossinnen und klagen ebenfalls ihr Leid. Der Besitz von Tabletten wurde sehr oft anderer Tauschware, die ich anbot, vorgezogen.

So habe ich nicht nur gequetschte Finger zu verbinden und Kopfschmerzen zu lindern, nein ich muß auch eine Art Mütterberatung einrichten. Die Campa-Frau stillt ihre Kinder bis zum dritten und vierten Lebensjahr und oft muß ich raten, den Kindern doch zusätzlich feste Nahrung zu geben. Meine Tätigkeit als „medico“ ist mir eine große Hilfe bei der Fühlungnahme mit diesen Menschen.

Es gibt eine Reihe von Verhaltensregeln, die der Forscher bei der Begegnung mit Naturvölkern beachten muß. Mit guter Beobachtungsgabe und großem Einfühlungsvermögen muß er ihre Lebensart erspüren, um sie in ihrer Natürlichkeit nicht zu verletzen.

Es hat in der Nacht geregnet und der schmale, ausgetretene Pfad ist schlammig. Die Morgensonne aber, die nur in dünnen Strahlen den Waldboden erreicht, läßt die feuchten Blätter

dampfen. Ich bin mit meinem blauen Rucksack, in dem die Kameras, einige Medikamente und Tauschartikel verstaut sind, auf dem Weg. Einige Male hört dieser Pfad ganz auf und ich rutsche auf allen Vieren unter umgestürzten Bäumen hindurch oder haue mit der unentbehrlichen Machete das wuchernde Grün nieder. Plötzlich stehe ich an einer Lichtung, auf der ein Blätterdach in der Sonne glänzt. Ich gehe nicht weiter, sondern lasse absichtlich ein paar trockene Äste unter meinen Stiefeln knacken. Am Feuer, das nur mit einer dünnen Rauchsäule glimmt, sitzt eine Campa mit ihrem Kind. Ein friedliches Bild, eine wunderbare, uns Europäern ungewohnte Ruhe ausstrahlend.

Jetzt hat sie mich bemerkt, springt auf, sieht zu mir herüber und verschwindet lautlos auf nackten Sohlen zwischen den Büschen am Rande der Lichtung. Langsam gehe ich auf die Hütte zu und setze mich auf einem Stamm am Feuer nieder. Eine Viertelstunde vergeht und da ich, den Notizblock auf den Knien, eifrig das notiere, was mir ethnographisch wichtig erscheint, bemerke ich nicht, daß plötzlich neben mir zwei Campas mit schußbereiten Bogen stehen. Langsam stehe ich auf und grüße, indem ich beide Hände, offen, erhebe. Mein Spanisch ist ihnen sicher nicht sehr verständlich, aber auch die Campas haben ja nur ein paar Brocken in ihrem Wortschatz. „Amigo...“! Das verstehen sie und legen die Bogen neben sich auf die Erde. Wir setzen uns und eine Zigarette ist, auch hier, erstes Kontaktmittel.

Die beiden rauchen hastig, paffend, ungewohnt. Der Campa kennt die Tabakspfeife, jedoch in meinem gesamten Untersuchungsgebiet, sah ich nie einen, der sie gebrauchte.

Der Stamm spricht eine eigene Sprache, die völlig unterschiedlich ist zu den Nachbarstämmen, den Machiguengas im Westen oder zu den Piros im Süden. Fast immer sind es die jüngeren Männer einer Familie, die auf ihren Streifzügen Kontakt mit Weißen haben

und dabei einige Brocken Spanisch lernen. Ab und zu findet man einen Campa, der als Kind in eine Missionschule gegangen ist und ganz leidlich spanisch spricht.

Eine besondere Hilfe ist für mich ein kleines Wörterverzeichnis der Campasprache aus dem Werk von Tessmann, das mich stets begleitet. In all den Wochen, die ich bei den Campas verbringe, versuche ich, durch Befragen, dieses Vokabular zu ergänzen. Dabei sammle ich auch eine Reihe von stammesbedingten Ausdrücken.

Bald habe ich fast alle Campafamilien in der näheren Umgebung von Oventeni besucht und muß nun meine Fahrten auf zwei und drei Tage ausdehnen. Wenn ich so, von Familie zu Familie ziehe, gibt man mir stets einen Jungen als Führer. Zumindest aber gehen die Campas einige Kilometer in der neuen Richtung mit und lassen mich erst allein weiter laufen, wenn sie sicher sind, daß ich den Weg oder die Richtung nicht verlieren werde.

Zum Abschied rufen sie mir dann ihr „HADANA“ . . . zu, d. h., frei übersetzt, . . . „wir sehen uns wieder“ . . . Ein freundlicher Gruß, den auch ich mir schnell aneigne.

Es ist schon ein großes Erlebnis, zwei Tagesmärsche weit, ohne Verbindung zur Außenwelt, unter den Campas zu leben und ihren Tagesablauf zu studieren. Nicht selten sitze ich stundenlang vor einer Hütte, mein Notizbuch vor mir, und um mich herum hocken, nicht nur die Kinder, sondern auch eine Reihe älterer Männer. Der Gringo bringt immer etwas mit. Eine Büchse Atun oder einen Beutel mit Bonbons, manchmal Orangen. Natürlich sollten die Caramello (Bonbons) für die Kinder sein. Eines Tages sehe ich, wie die Alten den Kleinen diese Süßigkeiten wegnehmen und ihnen nur wenige lassen. Von da an verteile ich an jung und alt gleichmäßig.

Ich erhalte in jedem Tribu stets einen etwas abseits gelegenen Schlafplatz zugewiesen. Unter einem kleinen niederen Blätterdach, meist der Vorrats-

platz, rolle ich meinen Schlafsack aus. Wenn die Sonne hinter den Bäumen verschwunden ist und die Frauen mit den Kindern noch um das Feuer sitzen, kommen die Männer zu mir herüber. Wir sitzen bis spät in die Nacht zusammen und rauchen. Dabei frage ich sie nach den Ereignissen des Tages aus. Meine Partner wiederum versuchen all die wunderlichen Dinge die aus meinem Gepäck herumliegen in die Hand zu nehmen und ich muß ihnen jedes Stück umständlich erklären. Ich lese dann in ihren Gesichtern, wie gern sie ein Messer, eine Schnur oder eine Aluminiumdose hätten. Die größte Attraktion ist meine Taschenlampe. Sie lassen minutenlang den hellen Lichtkegel über die Büsche und in die Baumkronen tanzen und flüstern leise miteinander. Würde ich sie ihnen hierlassen, wäre sie bald von der Feuchtigkeit zerfressen. Enttäuscht würden sie das nutzlose Ding wegwerfen und um eine Erfahrung reicher sein, daß nicht alle Geräte des Weißen für ihren Lebensraum taugen.

Immer, wenn ich ein Gastgeschenk überreiche, bekomme ich eine Gegengabe. Ein bunter Vogelbalg, eine Stange Zuckerrohr, der Nachtschiff der Campas oder einen Teller mit gekochter Yucca.

Die Campas kennen nicht, wie andere Amazonas-Indianer, die Hängematte. Zum Schlafen legen sie sich einfach in ihrer Cushma auf den lehmgestampften Boden. Die Füße sind immer zum Feuer gerichtet und sie nehmen dabei eine recht eigenartige Stellung ein. Sie liegen auf dem Rücken, unter dem Kopf ein kurzes Holzstück oder die Umhängetasche. Die Füße sind breitgestellt und angezogen, damit die Wärmestrahlung des Feuers unter die auf diese Weise hochgestellte Cushma streichen kann und den Unterleib warm hält. Es gibt keinerlei Decken oder Felle auf dem Schlafplatz. Nur in einer Hütte sehe ich zwei „Mosquiteros“. Es sind große dünne Baumwollbahnen, die, wie eine Hängematte, an einem Kreuzgestell aus

Ästen, aufgestellt sind und in denen die Kinder schlafen. Sie sollen vor den nächtlichen Plagegeistern, den Mosquitos schützen. Natürlich bin auch ich tüchtig zerstoichen in diesen Tagen. Nicht nur von Fliegen und Mücken, auch von Flöhen und Zecken. Vor allem die Zecken sind eine böse Plage. Streift man sie ab, so bleiben ihre Zangen, die sie als Beißwerkzeuge haben, in der Haut stecken und hinterlassen noch tagelang entzündete Beulen, die oft eitern.

Das große Geschäft

In Oventeni besuche ich auch die Siedler auf ihren Pflanzungen. Wer hier siedelt, erhält von der Regierung ein Stück Urwald zugewiesen, dessen Grenzen nur unbestimmt nach den geographischen Gegebenheiten festliegen. Der Siedler muß innerhalb von zwei Jahren ein Stück Wald roden und eine Pflanzung anlegen. Danach wird ihm dieses Land kostenlos übereignet. Auch ist er von jeder Steuerzahlung befreit. Diese Vergünstigungen decken die hohen Kosten, die durch das Ausfliegen der Ernte und das Einfliegen von Lebensmitteln und Geräten entstehen. Den besten Ertrag bringt der Anbau von Kaffee. Er braucht eine Höhe von 700 bis 900 Metern, und das hier herrschende Klima ist günstig für seinen Anbau. Diese Pflanzungen sind natürlich nicht mit unserem Kulturanbau in Europa vergleichbar.

Aus dem Wald wird nur das niedere Buschwerk und die kleinen Bäume herausgeschlagen. Ein Jahr bleiben sie liegen und vertrocknen oder man brennt sie an. Die hohen Bäume müssen stehenbleiben, da der Kaffee nur im Schatten gedeiht. Natürlich wuchert das umgeschlagene Grün sofort wieder von neuem, und wenn ein Pflanz-



nicht ständig seinen Plan säubert, so passiert es, daß man die Kaffeesträucher im Wald oft gar nicht bemerkt.

Da bei einer Siedlerfamilie nie genug Hände frei sind für diese Arbeit, so holt sie sich eine Campafamilie zu Hilfe. Diese Campas stellen dann innerhalb einer Pflanzung ihre Hütte auf und betreuen das Gebiet das ganze Jahr über.

Bei meinem Aufenthalt im Gran Pajonal begann gerade die Kaffee-Ernte. Alle Familienmitglieder der Campas, bis hinunter zum kleinen Jungen von acht Jahren, ziehen mit Körben, die sie sich um den Leib binden, von Strauch zu Strauch und pflücken die rote Kaffeekirsche. Die Sträucher sind 3 bis 4 Meter hoch. Die Kirschen werden zu einem Sammelplatz gebracht, der immer in der Nähe eines kleinen Wasserlaufes liegt. Hier steht auch eine kleine Handmühle auf vier, in den Boden eingerammten Pfählen. In einem zu einer Rinne ausgehöhlten Palmstamm wird das Wasser aus dem Bach in den Trichter der Mühle geleitet. Mit einer Handkurbel wird die kleine Maschine in Bewegung gesetzt und die Männer lösen sich ständig dabei ab. Die Kaffeekirsche wird zerquetscht, und die blanke, sandfarbene Bohne fällt in einen ausgehöhlten Baumstamm, der auch oft ein ausrangiertes Canoa ist. Hier müssen sie 36 Stunden im Wasser liegen und eine Art Gärprozeß durchmachen. Dadurch löst sich eine, die Bohne noch umgebende, feine Haut.

Der Kaffee wird dann auf lehmgestampften Boden oder auf Tierhäuten in der Sonne getrocknet. Das kann oft mehrere Tage dauern. In Säcke gefüllt, kommt er über die schmalen Pfade zur Flugpiste von Oventeni.

Selbst bei dieser Arbeit tragen die Campas ihre charakteristische rote Gesichtsbemalung. Aus den Samenkörnern der Achote stellen sie eine rote Paste her, die mit etwas Tierfett ver-

Campa mit Gesichtsbemalung

mischt wird, und streichen sich damit das Gesicht von der Oberkante der Augenbrauen bis zur Oberlippe grellrot ein.

Diese Bemalung entspricht heute ihrem Schönheitsempfinden. Sie mag in den vergangenen Jahrhunderten aber auch die Bedeutung einer kriegerischen, abschreckenden Wirkung gehabt haben. Während die Männer stets eine exakt ausgeführte Bemalung tragen, reiben viele Frauen sich das ganze Gesicht ein. Der Großteil der Frauen aber trägt nur zwei schmale, schnurrhaarähnliche, blaue Striche quer über die Wangen. Die rote Farbe der Achote wird auch zum Färben der Nahtstreifen der Cushma verwendet.

Um das Verhältnis zwischen Pflanzern und Campa genauer studieren zu können, halte ich mich oftmals einen ganzen Tag in einer Kaffeestation auf. Natürlich interessiert mich, wieviel eine Campafamilie für ihre Arbeit bekommt. Von den Pflanzern selbst erhalte ich keine klare Auskunft. Durch Männer, die nichts mit dem Kaffeeanbau in Oventeni zu tun haben, erfahre ich, daß je Familie und Jahr ein Betrag von umgerechnet 60 DM gezahlt wird. Der Patron (Herr), der zweimal in der Woche einen bis zu drei Stunden dauernden Marsch zu seiner Pflanzung unternimmt, bringt den Campa immer einige Kleinigkeiten mit. Einmal zwei Büchsen Fisch, dann einen Topf, eine alte Hose oder ein Küchenmesser. All diese Dinge werden selbstverständlich vom Verdienst der Leute abgezogen.

Der Campa kennt das Geld. Seine Mathematik geht jedoch nur bis zur Zahl fünf! Ein Fünf-Soles-Schein ist immer das günstigste Zahlungsmittel für mich (5 Soles = ca. 45 Pfennig). Zählt der Campa, nimmt er seine Finger zu Hilfe. In Peru gibt es fast ausschließlich unvorstellbar abgegriffenes Papiergeld, und so habe ich zur Vorsorge auch eine Rolle Fünf-Soles-Münzen bei mir. In einer etwas abgelegenen Siedlung weisen die Campas jedoch diese Münzen zurück.

Eine Nacht voll Erkenntnis

Es ist eine stürmische, regnerische Nacht und ich sitze mit mehreren Männern am runden Tisch unter dem Vordach von Don Pancho. Das Petroleumlicht zieht Tausende von Insekten an. Über die Hüttenwand huschen große Cucarachas. Da tritt unvermutet ein triefnasser Campa an den Rand des Lichtscheins und bleibt wartend stehen. Sie verhalten sich immer so und kommen erst näher, wenn sie dazu aufgefordert werden. Don Pancho winkt ihm und der Campa legt eine Wildschweindecke auf den Tisch, dazu zwei kopfgroße schwarze Klumpen, die ich nicht gleich erkenne. Es ist getrocknetes Wildschweinfleisch. Die Männer prüfen die Decke und wägen ihren Wert ab. Der Campa erhält für Haut und Fleisch 20 Soles, ungefähr 1,80 DM. Ich beobachte diesen Handel interessiert und bemerke, daß der Campa mit diesem Preis offenbar nicht einverstanden ist, er besitzt aber nicht die Fähigkeit, seinen Anspruch auf höhere Bezahlung zu erklären, er hat ja auch keine Möglichkeit, seine Ware an anderer Stelle gewinnbringender zu verkaufen, da sich alle Weißen in diesem Punkte einig sind. Der Campa nimmt das Geld, und was bleibt ihm anderes übrig, als Don Pancho zu bitten, ihm einige Zwiebäcke, 2 Orangen und ein Tütchen Salz für eben diese 20 Soles zu verkaufen.

Für mich ist dieses Erlebnis erneut eine Bestätigung schon vorher gemachter Beobachtungen. Den Indianern kann nicht geholfen werden, indem man ihnen Plastikgeschirr, Glasperlen und abgetragene Hosen bringt.

Nur eine Anhebung ihrer Bildung kann ihnen helfen. Hier muß ein wenig Rechnen und die Kenntnis der spanischen Sprache die Menschen in den Stand versetzen, sich gegen die Übervorteilung durch den Weißen wehren zu können.

Über Wert und Unwert der Missionen im Urwald ist sehr viel geschrieben worden, und ich kann dazu keine exakte Aussage machen. Im Gebiet des Gran Pajonal sind diese Missionsstationen der erste und einzige Ansatzpunkt, diese Bildungsfrage zu lösen. Eine ganze Reihe von Campafamilien geben ihre Kinder im Alter von 6 bis 8 Jahren in die Mission. Sie müssen dort in der Pflanzung arbeiten, erhalten auch ein wenig Handwerker- und Nähunterricht. Dafür bekommen sie aber am Tag zwei bis drei Stunden Unterricht.

In einer offenen Holzbaracke versucht Pater Mario den kleinen braunen Kerlchen etwas Spanisch und Rechnen beizubringen. Ich lernte Campas kennen, die mit Erfolg eine solche Schule besucht hatten. Gregorio, später mein Träger und Führer, ist einer von ihnen. Er spricht fließend Spanisch, ist nach der Mission wieder in den Wald zurückgegangen, hat sich eine Frau genommen und neben seiner Hütte eine große Chacra angelegt.

Gregorio kennt das Geld besser als seine Paisanos (Landsleute) und stellt zeitweise seine Nachbarn bei sich zur Arbeit an. Ich beobachte aber auch, daß in der Missionsschule weit mehr kleine Mädchen sitzen als Buben. Das ist für eine Aufwärtsentwicklung nicht gerade günstig.

Die Reise zu den großen Flüssen

Um das weitere Verbreitungsgebiet des Campa-Stammes kennenzulernen, habe ich schon seit einiger Zeit in Gedanken eine Reise geplant. Oft sind es Regentage, an denen ich in meiner Hütte sitze und alles Geschehene und Erlebte in meinen Aufzeichnungen genau festhalte. Ich fertige Zeichnungen von Geräten aus dem Alltagsleben der Campas an. Sie sollen bei der Auswertung die Fotos ergänzen.

Auf einer alten Karte, die mir Don Ernesto in La Merced gegeben hat, studiere ich immer wieder die Möglichkeit, von Oventeni aus den Ucayali zu erreichen. Nach Osten hin wird unser Gebiet durch eine fast 2000 m hohe Bergurwaldkette vom Rio Alto-Ucayali, einem Quellstrom des Amazonas, getrennt. Ich möchte feststellen, ob sich in diesem Bergurwald noch Tribus, das heißt Siedlungsplätze der Campa-Indianer befinden. Immer wieder frage ich die Campas, ob sie einen Camino (Pfad) kennen, der über diese Hügel führt. Einige sagen ja, andere schütteln mit dem Kopf. Mein Angebot, mich zu führen, wird stets abgelehnt.

Auch die Siedler halten es für unmöglich, diese Strecke zu Fuß zu überwinden. Sie raten mir ab, obwohl sie von einem Camino gehört haben. Keiner von ihnen kennt das Gebiet, und sie warnen mich, auch nur einen Versuch zu wagen. Es gibt unter ihnen einen eingewanderten Schweizer, Karl Hirt, der sich bereit erklärt, mit mir zu gehen. Unsere Vorbereitungen beginnen ohne viel Aufsehen. Einige Konserven, die ich noch finde, stelle ich bereit, lege Medikamente zusammen, überhole meine Fotoausrüstung. Beutel mit Tauschware werden gefüllt und zwei Dutzend Kartuschen für die Schrotflinte von Carlos wasserdicht verpackt.

Sonnabend wollen wir aufbrechen, denn wir haben zwei Campas gefunden die uns begleiten sollen. In der Nacht vorher beginnt es zu regnen, auch am Wochenende gießt es in Strömen. Wir müssen um eine Woche verschieben. Der kommende Sonntag ist als Abmarschtag festgesetzt. Am Tag davor kommt bei Sonnenuntergang der Campa Gregorio und bringt die Nachricht, daß der zweite Campa, den wir angeworben haben, nicht kommt, also müssen wir zu dritt gehen.

Es ist kühl und der Nebel liegt noch über den Wiesen, als wir am Sonntagmorgen über das Flugfeld von Oventeni stapfen. Ich bin froh, daß die Siedler unseren Aufbruch nicht bemerken, denn noch am Abend vorher erklärten sie mich für „loco...“ für verrückt! Man ginge nicht ohne zwingenden Grund in diese Wälder, ja man behandelt mich mißtrauisch und unfreundlich, als ich nicht von meinem Plan ablassen will. Ich habe das Gefühl, sie glauben mir meinen Grund nicht, als vermuten sie in mir einen heimlichen Goldwäscher, Diamantensucher oder einen Öl-Prospektor.

Als Gepäck tragen wir meinen Rucksack, meine Fototasche, an die ich mir Riemen gemacht habe, um sie auf dem Rücken tragen zu können, und noch ein Bündel mit den Schlafsäcken. Dazu kommt eine doppelläufige Schrotflinte und für jeden eine Machete. Unser Weg führt zunächst genau nach Norden. Der Boden ist aufgeweicht vom Regen, der erst gestern aufhörte. Nach drei Stunden halten wir bei einer Campafamilie kurze Rast und ziehen dann weiter.

Da begegnet uns plötzlich auf dem schmalen ausgetretenen Pfad eine Gruppe Indianer, darunter zwei Frauen und drei Kinder. Sie sind auf der Wanderung. Ich mache eine erstaunliche Entdeckung. Die eine der beiden Frauen trägt in der Hand ein Stück glimmendes Holz in grüne Blätter eingewickelt. Sie trägt das Feuer zum nächsten Lagerplatz, weil sie keine „Phosphorus“ (Streichhölzer) hat und ihr das

Feuermachen mit Machete und Feuerstein zu beschwerlich ist.

Dieses Erlebnis ist bestimmt, auch im Gran Pajonal, selten geworden, aber es zeigt sehr deutlich die wirklich niedere Kulturstufe, auf der diese Menschen leben. Ich handele von dieser Gruppe einen Korb ein und wir können damit das geschnürte Bündel besser tragen. Nach einer halben Stunde Marsch taucht vor uns ein Campa auf. Gregorio spricht mit ihm. Er ist schon die ganze Zeit etwas bedrückt und ich habe den Eindruck, er geht nur sehr ungern allein ohne einen Kameraden mit uns.

Mein Vorschlag, diesen Campa als Träger zu gewinnen, hat Erfolg. Lächelnd nimmt er sich den Tragkorb auf den Rücken und marschiert nun mit uns in die Richtung, aus der er eben gekommen ist. Er erklärt, ihm sei ein Camino zum Rio Alto-Ucayali bekannt. Beide Campas antworten auf meine Frage, wie lange wir wohl laufen würden... „un dia y medio“ ... eineinhalb Tage! In Gedanken rechne ich noch einen Tag hinzu.

Es ist Mittag und der Regen beginnt von neuem, als wir an einem Bachlauf stehen. In seinem Bett laufen wir jetzt bergauf. Von Stein zu Stein springend, dann wieder im Wasser wadend oder ein Stück das unwegsame Ufer entlang, geht es viele Stunden.

Ich habe einen Rhythmus für das Tragen der Lasten eingerichtet. Nach jeweils einer Stunde wird der Rucksack mit der Fototasche ausgetauscht, und es kann ein Mann immer nur mit Gewehr und Machete laufen. Unser neuer Campa, wir nennen ihn Abel, trägt seinen Korb die ganze Reise über. Den Tragegurt aus trockenem Bananen-Bast hat er über Brust und Schultern gespannt, denn das ist ihm die vertrauteste Art, Lasten zu schleppen.

Am Spätnachmittag schwenkt Abel von diesem Bachlauf ab, einen steilen Hang hinauf. Carlos keucht vor mir und kriecht auf allen Vieren durch das Gestrüpp. Er ist offenbar am Ende seiner Kraft. Auf dem Kamm empfängt

uns Abel mit leichtem Grinsen. Er steht vor einem halbzerfallenen Windschirm, den die Campas auf der Wanderung aus Palmenblättern aufstellen, wenn sie nur eine Nacht an einem Platz verbringen.

Heute abend gelingt es uns noch ein offenes Feuer zu machen, an dem wir unsere Kleider trocknen können. Die Anstrengung ist schnell vergessen, wenn der Tee im Kessel siedet und auch der Magen etwas bekommt.

Ich ahne noch nicht, daß wir für diese Reise vier volle Tage brauchen, ehe wir wieder an eine menschliche Siedlung kommen. Ich ahne auch nicht, daß dies das letzte Mal ist, daß es den waldge-



Indianerinnen mit Schulterband
daran Knochenamulette



Hütte mit Feuerstelle

wohnten Campas gelingt, ein wärmendes Feuer zu machen. Natürlich weiß ich auch hier noch nicht, daß es die nächsten zwei Tage ununterbrochen regnen wird.

Quebradas, das sind Bergrücken, Hügel oder Schluchten. Die geht es heute, am zweiten Tag, auf und ab. In den dunklen Schluchten waten wir durch Bachläufe und der anfangs schmale, gerade noch sichtbare Pfad ist oft völlig verschwunden. Wir Europäer können ihn überhaupt nicht mehr erkennen. Nur Abel prüft hier und da die Bruchstellen alter Äste, und ich bemerke auch, wie er neue Zweige knickt, wenn er die Richtung ein wenig korrigiert. Dann heißt es mit der Machete,

Blätter, Äste und Lianen niederzuschlagen, um sich den günstigsten Weg durch dieses Pflanzendickicht zu bahnen.

Es ist reiner Regenwald mit dichtem Unterholz und großen Stauden aus riesigen, tellerartigen, dunkelgrünen Blättern. Die großen Stämme, die oft mehrere Meter Umfang haben, stehen senkrecht wie Pfähle und enden oben in einer lächerlich kleinen Krone. Wie riesige gewundene Schlangen kriechen auf dem Boden armdicke Wurzeln. Manche Bäume haben Stelzwurzeln oder auch Brettwurzeln, die in zwei bis drei Meter Höhe wie gespreizte Beine in den Boden gehen. Die Kronen der hohen Bäume bilden trotzdem ein so dicht verwachsenes Dach, daß kaum Sonnenlicht zu uns herunter kommt.

In einem ewig grünen Dämmerlicht stehen unten die Sträucher, Farne und Blattpflanzen in zahllosen Arten. Der Boden ist mit Moosen und Flechten bedeckt, die auch die Stämme überziehen. Philodendren mit gezackten Blättern hängen auf den unteren Ästen als Schmarotzerpflanze. Meine Stiefel treten in eine nasse, faulende Blatterschicht. Dieser Laubteppich ist nicht sehr dick, da in dem warm-feuchten Klima die Fäulnisbakterien schnell die Pflanzenreste zerstören. Auf einer bestimmten Höhe der Hänge, die wir immer wieder ersteigen müssen, hängen Wolken- und Nebelfetzen.

Von unten Schlamm, Fäulnis und morsches Gestrüpp. Von oben tropfende Nässe, stachelige Äste und dazu Insekten. Das heißt also, Tag für Tag in nassen Kleidern und Schuhen laufen. Es ist ein klettern auf allen Vieren. Ein Stamm, an dem ich mich festhalte, fällt einfach in sich zusammen, er hat nur noch millimeterdünne Wände. Beim Steigen fasse ich nach einem Ast, der voller Stacheln ist, so fein wie Brennesselhaar. Bei jedem Gepäckwechsel gibt es eine Fünfminutenpause. Wir treffen keine Campas an, nicht die Spur menschlichen Lebens.

Auch die Tierwelt ist spärlich. Eine Af-

fenherde zieht kreischend über uns durch die Kronen. Nachts kommen Tiere bis auf wenige Meter an unser Lager. Es gibt Papageien in vielen Farben und Wildtauben, von denen wir zwei Stück schießen. Auch am zweiten Abend finden wir ein noch stärker verrottetes Campalager auf einer kleinen Lichtung. Es ist sicher vor Jahren schon errichtet, denn die Blätter sind verfault, nur das Stangengerüst steht halb eingefallen. Ich sondiere ein bißchen in der Umgebung und stehe plötzlich auf einem kleinen Plateau, von dem aus ich auf die benachbarten Hänge sehen kann. Ein milchiger Dunst liegt über dem Wald. Wir müssen die Wasserscheide erreicht haben. Die Nacht ist hier oben kalt und wir frieren alle erbärmlich in den nassen Kleidern, weil es auch den Campas nicht gelingt, ein Feuer zu machen.

Am Morgen des dritten Tages hat der Regen endlich aufgehört. Auf meinem kleinen Kocher bereitet Carlos etwas Tee. Jeder bekommt ein paar Kekse und ich öffne dazu eine Wurstkonserve.

Es ist erstaunlich, wie Abel die Richtung beibehält, denn hier ist kein Pfad mehr. In dichtem Unterholz ist er oft außer Rufweite voraus. Es geht jetzt immer längere Zeit bergab. Das ist viel anstrengender als ein Aufstieg. Wieder müssen umgestürzte Baumriesen überklettert werden oder wir kriechen auf Händen und Füßen darunter hinweg. Ich bleibe dabei mit dem Rucksack hängen, verfange mich mit dem Fuß an einer Liane, während mir Käfer und Ameisen aus dem morschen Holz in den Hemdkragen fallen. Hat man sich dann mühselig hochgerappelt, bleibt keine Zeit zum Ausruhen, weil die anderen schon außer Sicht sind.

Gegen Mittag frage ich Abel, wieviel Quebradas wir noch heute vor uns haben. Mit dünnem Lächeln sagt er leise: „... Señor, tres o cuatro ... no mas“. Drei oder vier, nicht mehr! In Wirklichkeit müssen wir an diesem Tag noch sechzehnmal einen Hang hinauf und auf der anderen Seite hinunterrut-

schen, ehe die Dunkelheit uns befiehlt, haltzumachen. Ich krieche in meinen Schlafsack und kann lange nicht einschlafen.

Einen Schlafsack hier im Urwald mitzuführen, hat sich gut bewährt. Wenn die Nächte auch nicht zu kalt sind, so werden durch die eingeschlossene Körperwärme Muskeln und Gelenke geschmeidig gehalten und auch der Kreislauf baut wieder auf.

Dienstag, der dritte Marschtag. Das Tempo wird spürbar langsamer. Meine Knie schmerzen. Abel verfehlt die Richtung und wir müssen eine Stunde lang zurück. Wir essen nur morgens und abends, aber die Erschöpfung läßt auch keinen großen Hunger aufkommen.

Am frühen Nachmittag kommt Gregorio zu mir, im Arm ein Bündel Palm-sprößlinge. Sie sind weich und erfrischend. Palmspitzen — in Deutschland eine Delikatesse in Schlemmerlokalen — hier im Urwald selbstverständliche Notnahrung der Indianer.

Ich bemerke eine Vegetationsveränderung. Das bestätigt meine Vermutung von gestern abend, daß wir die größte Höhe des Gebirgszuges hinter uns haben.

Auch Affen haben Glück

Abel ist wieder voraus, und Gregorio trägt das Gewehr. Plötzlich bleibt er vor mir stehen. Ich lehne mich an einen Stamm, froh über diesen Halt und zu träge, um zu reagieren. Manchmal träumt man vor sich hin, von kühlem Bier oder weichem Bett. Jetzt bin ich aber hellwach, denn Gregorio hat das Gewehr steil nach oben im Anschlag. Über uns sitzt eine Affenherde. Äste knacken, einige helle Schreie

in der einsamen Stille. Der Campa verändert noch einmal seine Position. Er ist vom Jagdfieber gepackt. Seine Linke, die unter dem Lauf liegt, zieht die Flinte fest in die Schulter ein. Die Tiere turnen unruhig durch das Laubgewirr über uns. Die Spannung ist bis zu einem Höhepunkt gestiegen, da setzt Gregorio ab und kommt zu mir herüber, alle Vorsicht vergessend. Die Herde flüchtet mit schrillum Gekreisch außer Schußweite.

„Warum hast du nicht geschossen . . .?“ frage ich ihn.

„Mas peso . . . señor . . . para viaje“, murmelt er.

Er habe ihn nicht geschossen, weil er erkannt hat, daß alle Tiere über ihm sehr große Exemplare waren. Ein jeder wäre viel zu schwer gewesen, um ihn auf unserem Marsch bis ins nächste Lager mitzunehmen. Wir hätten das Tier liegen lassen müssen, warum es dann schießen?

Ich bin fasziniert. So viel klare Überlegung, solch ein naturverbundenes Denken! Es ist für mich ein großes Erlebnis von starker Eindruckskraft, das die geistige Haltung dieser Naturmenschen erkennen läßt.

Natürlich kann es nur ein Einzelfall sein. Auch Abel billigt später die Handlung seines Kameraden, obwohl beide sehr gern Frischfleisch gehabt hätten, denn die Konservennahrung behagt ihnen durchaus nicht. Ihnen fehlt die Yucca, an die sie nun einmal gewöhnt sind, wie wir an die Kartoffel.

Erlebnissen mit so starker Aussage begegnet man in einem fremden Lande jedoch nur, wenn man das Glück hat, eine lange Zeit über mit den Einheimischen in engem Kontakt zu leben. Wir müssen weiter, immer weiter. Heraus aus diesem Wald, der einem eine Art Beklemmung auferlegt. Stunde um Stunde marschieren wir. Bei mir ist es bald nur noch ein Stolpern. Ich breche den Marsch vorzeitig ab. Auch Carlos ist erschöpft. Wir sprechen darüber, was die Siedler in Oventeni uns warnend sagten. Um der Aufgabe willen müssen wir es schaffen. An eine Um-

kehr ist nicht mehr zu denken. Es fällt mir schwer, meinen Rucksack abzunehmen, als die Campas schon dabei sind, im nahen Buschwerk die Blätter für unser Lager zu schneiden.

Meine beiden Knie sind entzündet und stark geschwollen. Ich behandle sie mit Salbe und krieche in meinen Schlafsack. Keiner spricht ein Wort, auch die Campas sitzen schweigend an einen Stamm gelehnt und ziehen hastig an den Zigaretten, die ich ihnen hinüberwarf.

Endlich hat der Regen aufgehört. Ein kurzes Frühstück und weiter geht es. Es ist gegen 10.00 Uhr vormittags, als ich einen Hang hinaufkrieche und ganz unvermittelt vor einem Steilabfall stehe, mit Blick hinaus auf die weite Ucayali-Tiefebene. Es sind nur einige kurze Augenblicke, in denen ich dieses unglaublich schöne Bild genießen kann, dann schieben sich tiefziehende Wolken vor, noch ehe ich die Kamera schußbereit habe. Das Grün vor und unter uns, dampft vor Nässe und Wärme. Die Bäume sind mit einem grauen langfaserigen Moos bewachsen, das in langen Bahnen von den Ästen herabhängt. Hier haben Bäume Bärte. Ein Märchenwald oder eine Theaterkulisse? Dabei geht mir durch den Kopf: hier ist ein Platz, an dem die Sagen von Geistern und Dämonen entstehen. Wer will es den Naturmenschen verdenken, daß sie aus diesen Gebilden Götter erdenken und sich hier das gründet, was wir Aberglauben nennen?

Wir sitzen und rauchen noch eine Zigarette, während die Sonne versucht die Wolkendecke über uns zu durchdringen. Es herrscht ein gespenstig, milch-weißes Licht. Ich genieße schweigend den Blick auf die nahen Hänge und ahne nur die Tiefe unter mir. Trotz aller Anstrengungen durchzieht mich ein Gefühl der Freiheit, vielleicht auch des Sieges. Aber eine Zigarettenlänge ist keine Ewigkeit und so verlassen wir diesen Aussichtspunkt und rutschen in den Busch hinein, abwärts, immer abwärts.

Im Land der flachen Flüsse

Bei der kurzen Pause hat mich ein warmer Hauch angeweht. Jetzt ist das neue Klima zu spüren. Es ist unangenehm heiß und feucht. Meine Knie schmerzen so stark, daß ich immer wieder versucht bin, halt zu machen, aber die Hoffnung, heute endlich herauszukommen aus diesem verdammten Wald, treibt mich vorwärts. Am Fuße des Hanges wird es flach und das Unterholz ist lichter. Mittags gönnen wir uns eine Rast an einem kleinen Weiher. Carlos reißt sich seine durchschwitzten Kleider vom Leib und legt sich in das glasklare grüne Wasser. Die letzte Kartoffelsuppe aus der Tüte wird auf meinem kleinen Gaskocher bereitet. Jeder freut sich, daß der Rucksack nun merklich leichter wird. Leider geht aber auch das Gas in der letzten Kartusche zu Ende.

Abel ist ungeduldig, er wittert Paisanos, Landsleute! Auch ich hoffe, heute noch, auf Campalager zu stoßen. Wir haben nun schon lange keinen Pfad mehr, nur eine Richtung, die ich ab und zu mit dem Kompaß überprüfe.

Dann ist vor uns ein Rauschen. Keine zehn Minuten später stehen wir am Rio Chipani, einem Nebenfluß des Rio Unine. Etwa 30 m breit schießt das Wasser in einem nochmal so breiten Geröllbett an uns vorbei. Die Flüsse sind jetzt in der Trockenzeit sehr flach. Schon ist Abel mit seinem Korb auf dem Rücken im Wasser. Er hat keinerlei Schwierigkeiten, er geht barfuß und hebt nur seine Cushma ein wenig. Carlos und ich waten mit voller Montur hindurch und ich bange nur um meine Fototasche, weil in der Flußmitte der Wasserdruck so stark wird, daß er droht mich umzuwerfen. Der Chipani hat viele Inseln, Sandbänke und Nebenarme. Wir stolpern in einen Nebenarm hinein. Das Laufen zwischen den Steinen ist ungewohnt. Die Sonne



steht schon flach. Erneut müssen wir die Wasserläufe queren. Es ist wunderbar kühl für die Füße, aber bald scheuert es beim Laufen über das Geröll.

Einmal ist das Wasser knietief, dann wieder reicht es mir bis zur Hüfte. Goldgelb liegt die Sonne auf der Urwaldmauer, die den Fluß begleitet. Lange Schatten gehen uns voraus.

Plötzlich springt Gregorio vor, er trägt gerade das Gewehr. Ich stutze und sehe in cirka dreißig Meter Entfernung am rechten Uferrand einen Tigre im Geröll stehen. Ein herrliches Tier, schwarz-gelb gefleckt. Er wollte sicher zur Tränke. Gregorio reißt das Gewehr hoch und schießt. Der Tigre steht Sekunden still, fast verwundert lugt er herüber. Ein zweiter Schuß kracht hallend über die Steine. Das Tier macht einen Satz wie ein Hase, fast ein Salto und liegt am Boden. Wir rennen los, aber noch ehe wir es erreichen, springt es hoch und mit zwei, drei Sätzen ist es im Dickicht verschwunden, bevor Gregorio zum Nachschuß kommt. Die Campas versuchen die Schweißspur zu finden — vergeblich!

Es hätte ein herrliches Fell gegeben, denke ich und Gregorio murmelt leise: „Que lastima . . .!“ Wie schade!

Ein Schwarm grüner Papageien fliegt wenig später kreischend vor uns auf. Wir finden wilde Bananen. Mit einem Streich seiner Machete fällt Abel den Stamm. Es sind kleine Früchte, hart und unreif.

Auf einer Sandbank stehen zwei Hütten. Es sind nur leichte offene Schutzdächer, wie sie die Campas bauen wenn sie zum Fischen hier sind. Herrlich, feiner weißer Sand ringsum. Carlos und ich wollen hierbleiben. Es ist wie eine Szene aus einem Abenteuerfilm. Wir werfen beide die Sachen ab und nackt, wie Adam im Paradies, liegen wir im kühlen Wasser.

Drei Schöne aus dem Urwald

Gregorio und Abel stehen lächelnd daneben. Sie wollen sich in der Umgebung noch etwas umsehen. Sie suchen Paisanos, Landsleute! Vermutlich haben unsere Schüsse die hier fischenden Campas vertrieben.

Wir sitzen noch am Wasser und kühlen unsere wunden Füße, als Abel zurückkommt. In der Nähe ist ein Campalager und die Leute laden uns ein, die Nacht bei ihnen zu verbringen. Also schultern wir wieder unser Gepäck und werden bald von zwei Familien freundlich empfangen. Die ersten Menschen und das erste wärmende Feuer seit vier Tagen.

Es ist dunkel geworden. Der alte Campa, mit wetterzerfurchtem Gesicht, wirft trockene Äste ins Feuer, das hell auflodert und uns alle gespenstig beleuchtet. Die beiden Frauen sitzen mit Abstand am Rande der Hütte. Wir hatten am letzten Marschtag noch einen Paujil geschossen, eine Art große Gans, den die Frauen zubereiteten. Es ist rührend, wie sich die Menschen hier um ein wenig Gastfreundschaft bemühen. Blechteller mit gekochter Yucca stehen vor uns auf der Erde. Dann ist auch das Fleisch gar. Mit den Fingern fischt sich jeder ein Stück aus der heißen Suppe. Die Campas unterhalten sich leise. Natürlich will man alles über die Gringos wissen.

Am Morgen danach muß ich gleich als „medico“ fungieren. Ein Junge hat ein fürchterliches Zahngeschwür und brüllt wie am Spieß, als ich es untersuche. Ich kann nur mit Tabletten die Schmerzen lindern und rate, ihn zur nächsten Missionsstation zu bringen, wenn es nicht besser wird.

Natürlich sehe ich mich in den Hütten genau um, denn hier habe ich Campas aus einem völlig anderen Lebensraum vor mir als in Oventeni. Die ältere Campafrau führt mir bereitwillig das Spinnen der Baumwolle vor. Ich kann Aufnahmen machen und notiere alles Wissenswerte über diesen Tribu. Bei glühender Sonne marschieren wir gegen 11.00 Uhr los. Wieder im Geröllbett eines flachen Flusses, den wir

ständig queren müssen. Bald treffen wir eine Gruppe junger Campas die fischen. Sie haben ein schmales Rinnsal abgeleitet und fangen mit der Hand kleine Saugwelse, die sich unter den glatten Steinen festklammern. Die zapelnden, etwa 10 cm langen Welse nehmen die Campas zwischen die Zähne und töten sie durch einen Biß hinter den Kopf.

Es ist Mittag, als der Weg durch eine Pflanzung führt, die aussieht wie ein botanischer Garten. Die Temperatur schätze ich auf 30 Grad.

Dann stehen wir endlich am Ufer des Rio Unine. Graugrün fließt das breite Band an uns vorüber. Hoch am anderen Ufer liegt die Missionsstation OVENI. Ein Junge holt uns mit dem Canoa über den Fluß, und der Padre begrüßt uns erstaunt, aber freundlich. Er ist Brasilianer und seit drei Jahren in Oveni. Kopfschüttelnd hört er sich unseren Bericht an. Dann vermittelt er uns ein Canoa, mit dem wir weiterfahren können.

Abel verläßt uns hier, er hat bei den Fischern Freunde gefunden und mit ihnen will er noch einige Tage verbringen, ehe er zu Fuß den Weg über die Berge, zurück in den Gran Pajonal macht. Ich zahle ihm seinen Lohn aus und bitte ihn, in ungefähr 2 Wochen nach Oventeni zu kommen, damit ich ihm noch einige Waren aus meiner Kiste mit Tauschartikeln geben kann.

Auf dem Rio Ucayali

Bei strahlender Sonne, vorbei an grünen Urwaldfern, schießt unser Boot flußabwärts. Nach einer Stunde sind wir schon am Rio Ucayali. Ihn geht es stromauf, in Richtung Atalaya. Riesige weiße Wolkenberge stehen über den flachen, grünen Uferwäldern. Vorbei

an Sandbänken, an denen die Regenzeit große Berge von Treibholz aufgetürmt hat, geht die Fahrt in unendlich vielen Windungen dahin.

ATALAYA — vor zwanzig Jahren nur eine Missionsstation — ist heute ein Handelsplatz für Früchte, Holz und Felle. Hier endet der Lancha-Verkehr. Lancha, das ist ein kleiner, zerbeulter Dampfer mit einem Oberdeck, der einfach alles befördert. Menschen, Tiere, Felle, Holz, Lebensmittel und vor allem Treibstoff.

Mit Rucksack, Gewehr, Wassersack und Kameratasche stapfen wir drei die Uferböschung hinauf zu einer Bretterbude, die Laden und Ausschank zugleich ist. Noch ehe wir uns setzen können, beginnt schon das „Verhör“. Man hält uns unbedingt für Prospektoren, die Uran oder Öl suchen. Da kann ich nur herzlich lachen. Keiner der Männer kann sich vorstellen, daß wir um der Campa willen diese Reise gewagt haben. Ungläubig schütteln sie den Kopf und behaupten immer wieder: „Dann seid ihr Goldwäscher oder sucht vielleicht Diamanten!“

Der Ort macht keinen sehr freundlichen Eindruck mit seinen Bretterbuden und Schuppen. Wir aber sind froh, ein Quartier zu finden, in dem es ein richtiges Bett gibt.

Zwei Tage später fahren wir in einem Peggi-Peggi weiter. Das ist ein gewöhnliches Canoa mit einem Außenbordmotor, bei dem sich die Schraube an einer ca. zwei Meter langen Stange befindet, damit sie in dem flachen Wasser, wenn nötig, angehoben werden kann. Peggi-Peggi, der Name kommt vom hellen Tuckern der Zwei-Takt-Motoren.

Bei Atalaya fließt der Rio Urubamba mit dem Rio Tambo zusammen und daraus entsteht der Oberlauf des Rio Ucayali, den man auch Alto-Ucayali nennt.

Ursprünglich hatte ich vor, mehrere Tage in Atalaya zu bleiben, doch die Bevölkerung, die ich hier antreffe, enttäuscht. Es ist ein buntes Gemisch aus allen Hautschattierungen. Wenn es un-

ter ihnen auch Campa-Indianer gibt, so sind sie nicht oder nur schwer zu erkennen. Mit der Kleidung des Weißen, die sie nun tragen, haben sie ihre alten indianischen Lebensgewohnheiten abgelegt. Sie haben nichts mehr gemein mit ihren Brüdern, die ich bisher kennenlernte.

Ich besitze eine Empfehlung an einen Peruaner, Señor Hugo Nuñez, der etwa eineinhalb Bootsstunden tamboaufwärts eine Pflanzung betreibt.

Ein schlanker Mann, etwa 55 Jahre alt, mit braunem Gesicht, bittet mich mit echt spanischer Höflichkeit einzutreten. Das große Haus, ganz in Campa-Bauweise errichtet, hat einen höhergelegenen Fußboden. Auf zwei hölzernen Liegestühlen, die nicht ganz neu zu nennen sind, nehmen wir unter dem Vordach Platz.

Ich bringe mein Anliegen vor, von ihm in einem seiner Boote den Rio Tambo hochgebracht zu werden. Ja, er könne fahren, besser sein Sohn, der sei jedoch mit einem stärkeren Motor, der für unsere Fahrt notwendig sei, einen Tag flußauf, um Vieh zu holen. Er erwarte ihn jeden Tag zurück, und in der Zeit sei sein Haus auch unser Haus.

Es dauert vier Tage, bis wir starten können. Zeit spielt hier keine Rolle. Ob es nun heute oder morgen ist, oder in vier Wochen, ist völlig ohne Bedeutung für diese Menschen. Ich benutze die Zeit dazu, meine Tagebücher zu schreiben und kann auch noch einige Notizen und Beobachtungen bei einer Familie der Piro-Indianer machen, die in der Nähe lebt.

Hier, am unteren Rio Tambo, gibt es keine Tribus der Campa. Jeden Tag ist herrlicher Sonnenschein und gegen Abend fahre ich mit Don Hugo in die Bucht vor das Haus zum Fischen. Bis zu zwei Meter lange, herrlich gezeichnete Fische gibt es dort. Nie kehren wir ohne Erfolg heim. Dann wird morgens schon eine Fischsuppe gekocht, mittags gibt es ihn gebraten und abends als Ragout.

Am Abend des dritten Tages kommt der Sohn von Don Hugo mit einem Ca-

noa, das ein Balsafloß vor sich herschiebt und auf dem fünf starke Kühe stehen. Mit viel Geschrei werden sie ausgeladen und auf die Weide hinter dem Haus getrieben. Dort stehen schon einige Zebu-Rinder, die hier im Amazonas-Tiefland recht gut gedeihen.

Auf dem Rio Tambo

Zwei Tage lang ist nun das schmale Canoa unser Lebensraum. Stundenlang geht es flußauf, zuerst noch häufig an Pflanzungen vorbei, die aber immer kleiner und ärmlicher werden. Der Fluß ist wieder sehr flach. Gregorio sitzt am Bug und mißt mit einer Stange die Wassertiefe. José, der Sohn von Don Hugo, steuert sehr erfahren das Boot durch all die vielen Windungen. Wir müssen Inseln umfahren und ohne Ortskenntnisse würde man leicht in einen der vielen Seitenarme hineinzufahren, ohne es zu bemerken. Die Sonne brennt und läßt das Wasser silbern aufblitzen. Am Nachmittag stehen wieder Campas am Ufer oder stechen ein Canoa vorwärts. Ein Balsafloß zieht lautlos an uns vorbei.

„Señor. . .“ schreit José durch den Motorenlärm zu mir, der ich neben dem dicken roten Gasoline-Faß sitze, das wir als Tankstelle mit uns führen, und weist mit der Hand hinüber zum sandigen Ufer. Dort erkenne ich einen Kaiman. Auf seinen hochgestellten Beinen sieht er aus wie ausgestopft. Die spitze Schnauze ist leicht geöffnet. Durch seinen sandfarbenen Panzer ist er sehr schwer auszumachen. Mit drei vier Sätzen rutscht er ins Wasser, als wir mit gedrosseltem Motor näherkommen. Natürlich habe ich die Kamera zu spät hochgerissen, aber José winkt ab. Weiter oben werden wir noch weiteren begegnen.

Am Anfang der Fahrt versuche ich noch die vielen kleinen Nebenflüsse, die wir passieren, zu registrieren, gebe das Spiel aber bald auf, da Karte und Natur in keiner Weise übereinstimmen. Es ist eine phantastische Fahrt durch einmalige Naturschönheiten. Nun kommt der erste Pongo. Das ist eine Stromschnelle, die sich von weitem durch eine besonders gekräuselte Wasseroberfläche ankündigt. José lenkt das Boot schräg in die Wellen hinein, es steht sekundenlang still, rutscht oft sogar ein Stück zurück und nur mit Mühe schafft es der Motor, die starke Strömung zu überwinden. Später müssen wir dann mit Stangen nachhelfen.

Die Ufer sind völlig unberührt und der Urwald reicht direkt bis zum Fluß. Weitausladend stehen die Bäume über dem Wasser. José lenkt geschickt unter den Zweigen hindurch. Wir fahren im Dämmerlicht eines Domes und nutzen die Gegenströmung am Ufer aus.

Unbeschreiblich schön versinkt die Sonne hinter den Bäumen und es ist fast Nacht, als ein Campalager auf einer Sandbank auftaucht. Hier treffen wir auf schweigsame, etwas verschlossene Leute. Sind sie mißtrauischer hier am Fluß, auf dem sie öfters als die Campas im Wald des Gran Pajonal dem weißen Mann begegnen? Gregorio macht abseits ein Feuer für uns, das sofort Schwärme von Mosquitos anlockt. Im weichen warmen Sand schlafe ich traumlos unter einem glitzernden Sternenhimmel.

Auch der zweite Tag auf dem Rio Tambo beginnt mit Sonne. Sehr früh brechen wir auf, denn José befürchtet, wir könnten es nicht schaffen. Er möchte nicht noch eine Nacht am Fluß verbringen. Wir treffen kaum noch Menschen, dafür werden die Kaimane zahlreicher. Die Ufer sind jetzt felsig, ringsum stehen hohe Berge. Auch die Pongos nehmen zu. Ich teile die letzten Stücke des gebratenen Fleisches, das uns Josés Mutter mitgab, aus und suche noch für jeden eine Orange aus dem Rucksack.

In Puerto Ocopa

Gegen 17 Uhr passieren wir die Einmündung des Rio Ene in den Tambo und sehen endlich in der sinkenden Sonne unser Ziel, Puerto Ocopa, auftauchen. Genau am Zusammenfluß des Rio Perené mit dem Rio Pangoa liegt die kleine Missions-Station, um die sich, ähnlich wie in Oventeni, Siedler niedergelassen haben. Ein paar Kühe stehen im Wasser, Kinder kommen gerannt. Knirschend fährt unser Canoa auf den Sand auf.

Ein wenig seitwärts sitzt auf einem Stein ein Mann mit grauem Haar, in weißer Leinenhose und wäscht sich die Füße. Es ist der Padre der Station. Er ruft uns herüber, wir begrüßen ihn und als ich schnell ein paar Zigaretten aus dem Gepäck krame, strahlt sein Gesicht und sein Redefluß will gar nicht versiegen. In der Hütte einer jungen Campafamilie erhalten wir einen Schlafplatz und ich kann von unserem Wirt auch ein Huhn für das Abendbrot kaufen. Es wird dann auch eine Art Siegesfeier und ich hocke noch bis in die späte Nacht beim Feuer. Wenn hierher ein Gringo kommt, dann ist das schon eine Feier wert!

Auch Puerto Ocopa wird durch die kleinen Flugzeuge versorgt. Es hat aber auch Flußverbindung zur Außenwelt durch den Rio Perené. Nur leicht beladene Canoas schaffen es, über die Stromschnellen zu kommen.

In den kommenden Tagen unternehme ich einige Streifzüge in den umliegenden Wald, wie ich es in Oventeni gemacht habe. Ein Stück den Rio Pangoa aufwärts treffe ich auf eine recht interessante Familie. Die Frau, etwa 30 Jahre alt, ist als Töpferin bekannt. Ihre Arbeit ist eine ganz grobe „Bauernkeramik“, die sie aus grauschwarzem Ton mit der Hand formt. Ohne jede Verzierung werden die Töpfe im Feuer gebrannt. Eine reine Gebrauchskeramik

und ein Zeichen, daß an diesen Ort noch viel seltener Aluminiumkessel durch Tausch mit den Weißen kommen.

Die Frau bereitet gerade Masato und ich bekomme beim Eintritt eine große Kalebasse von dem rosafarbenen Bier der Campas als Gegengeschenk für meine Nadeln, Angelhaken und die rote Plastikleine. Die geht von Hand zu Hand, Männer und Frauen schütteln mit dem Kopf, was das wohl für ein Material sei. Sie ist jedoch rot und rot gefällt den Campas sofort.

Fast eine Woche verbringe ich in Puerto Ocopa.

Schwere Regenwolken hängen über dem Wald, als ganz unerwartet die

kleine rote Piper-Maschine über die Piste torkelt. Die Missionsstationen haben ein eigenes Versorgungsflugzeug. Der Pilot, ein Schwede, erklärt sich bereit, Carlos, Gregorio und mich nach Oventeni zu fliegen. Zunächst will er wegen des schlechten Wetters nicht starten, aber dann zieht doch der Verdienst, den er zusätzlich machen kann, denn den Gringos macht man keine schlechten Preise. Wie oft hörte ich die Peruaner über Ausbeutung schimpfen, aber wo immer ich auftauche, wird dem Gringo schnell ein Extrapreis gemacht. So lernt man das Handeln schnell!

Es ist ein stürmischer Flug, hinauf auf die Hochfläche des Gran Pajonal.

Indianerin am Webstuhl



Wieder in Oventeni

Die Siedler staunen nicht schlecht, als sie uns aus der außerplanmäßigen Maschine klettern sehen. Sie hatten unseren Trupp schon so gut wie aufgegeben.

Das Erzählen am runden Tisch bei Don Pancho nimmt kein Ende. Er hat zur Feier des Tages, aus einer seiner vielen Kisten im Schuppen hinter dem Haus, eine Flasche Pisco hervorgezaubert. Der National-Schnaps der Peruaner. Gregorio zieht gleich weiter zu seiner Hütte im Wald. Er ist noch ein bißchen blaß vom Flug her. Ich hatte ihn beobachtet, wie er mit großen Augen vorsichtig durch das Flugzeugfenster hinunterschaute auf den Wald, den er nie zuvor aus dieser Perspektive erlebte.

Ich zahle ihn aus und lege noch mein Taschenmesser, auf das er schon die ganze Reise über geschielt hatte, oben auf die Soles. Dazu erhält er eine Handvoll Schrot-Kartuschen, die hier eine Art Währung sind.

Eine Woche brauche ich, um meine Sammlungsstücke aus dem Campa-Gebrauchsgut zu vervollständigen. Manches Stück bringen mir meine Freunde, die die Campa's nun schon geworden sind, von selbst in meine Hütte.

Die Filme müssen tropensicher verpackt werden. Alle Notizen werden geordnet und ergänzt.

Abschied

Am Sonntag ist es dann soweit. Ich traue meinen Augen nicht, als ich am Nachmittag zur Flugpiste hinaus gehe. In Gruppen stehen da viele Campa-Familien, bei denen ich in all den Wochen ein- und ausgegangen bin, um mich noch einmal zu sehen.

Selten habe ich Freundschaft so herzlich empfunden wie in diesen Minuten. Es ist mir schwer ums Herz, von diesen ehrlichen und einfachen Menschen Abschied nehmen zu müssen. Jedem einzelnen schüttle ich die Hände, ein kleines Mädchen auf dem Arm, das ich einmal, als medico, behandelt hatte. Seine weichen braunen Ärmchen liegen um meine Schulter.

„Hadana“ . . . und immer wieder „Hadana“ . . .!
rufen mir meine Freunde zu.

Ihr „Hadana“ ist für mich Abschied und Einladung zugleich, wiederzukehren, in diese Welt voller Einmaligkeit. Dann klemme ich mich zu Miguel, dem Piloten, auf einen Kaffeesack aus Oventeni. Er zieht noch einen tiefen Kreis für mich über die winkenden Campa's dort unten. Nur noch das Singen des Motors ist jetzt um mich. In den vorbeiziehenden Wolkenfetzen verwischt sich alles, was hinter mir liegt. Zurück bleibt nur meine Sehnsucht.

Ergebnisse

Rund 250 km Fußmarsch innerhalb des Gran-Pajonal-Gebietes, um die Campa-Indianer zu studieren.

Davon nicht weniger als 70 km zu Fuß durch unberührten Urwald, um zum Rio Ucayali zu kommen.

Über 200 km Fahrt mit dem Canoa und damit eine Umrundung des gesamten Campa-Gebietes von drei Seiten.

Die Kleidung, Waffen und Gebrauchsgegenstände eines Campa sind in zwei Kisten verpackt auf dem Wege zu weiterer Auswertung. Skizzen von Geräten, wie Fischfallen, Hüttenkonstruktionen usw. wurden angefertigt und nicht zuletzt habe ich in all den Monaten rund 3000 mal auf die Auslöser meiner Cameras gedrückt.

Nach diesem Bericht, der in großen Zügen die Erlebnisse meiner Reise zu den Campa's schildert, wird eine reine fachlich-ethnographische Ausarbeitung folgen. In ihr werden alle die Beobachtungen genauestens verzeichnet sein.

Ich habe dadurch Dokumente menschlichen Daseins festgehalten, die einer Zeit angehören, der wir längst entflohen sind, die es aber in unseren Denkprozeß wieder mit einzubeziehen gilt, um die Menschen im Sinne friedlicher Entwicklung vorwärts zu führen.

Ein Vorwärts wird es auch im Gran Pajonal geben.

Möge diese Arbeit helfen, daß es ein glückliches Vorwärts wird, voll Verständnis für meine Freunde, die Campa-Indianer, getragen von echter Menschlichkeit.

Hansgeorg Winkler



Indianerin
ihre Unterlippe ist durchgebohrt —
statt des früher üblichen Knochenstäbchens
trägt sie eine Patronenhülse

Am Huascarán

Cordillera Blanca Central

Im Hauptgebiet

Wir sind mit Sack und Pack in Huaraz angekommen. Bei der Fahrt durch das Santatal können wir uns bereits einen Eindruck der Auswirkungen des großen Erdbebens vom Mai 1970 machen. Zehntausende von Menschen hatten damals den Tod gefunden. Huaraz zählte zu den Zentren der Verwüstungen. Der Kern der einstmals lebendigen Stadt ist verschwunden, die wenigen Überreste wurden von Bulldozern eingeebnet. Von der Kirche ist die Kuppel übriggeblieben — gleich einem Mahnmal.

Von Huaraz geht es im Santatal weiter nach Carhuas und von dort in östlicher Richtung nach Shilla. Bis Shilla führt eine Straße; von diesem Ort kön-

nen wir das Ultatal erreichen, an dessen Ende wir das nächste Basislager errichten wollen. Rolf und ich bleiben noch ein paar Tage in Huaraz, um verschiedene organisatorische Fragen zu klären; die Kameraden fahren mit dem Gepäck nach Shilla. In Huaraz haben wir durch Volker Kontakt zu einer Station des Deutschen Entwicklungshilfedienstes bekommen. Wir lernen prächtige Freunde kennen, die uns manches vermitteln und uns in vielen Dingen weiterhelfen. Sie erzählen uns von ihren Erlebnissen, Eindrücken und Begegnungen; für uns ist es natürlich sehr interessant und wichtig, so viel wie möglich zu erfahren. Wir lernen auch Benjamin Morales, den Leiter der

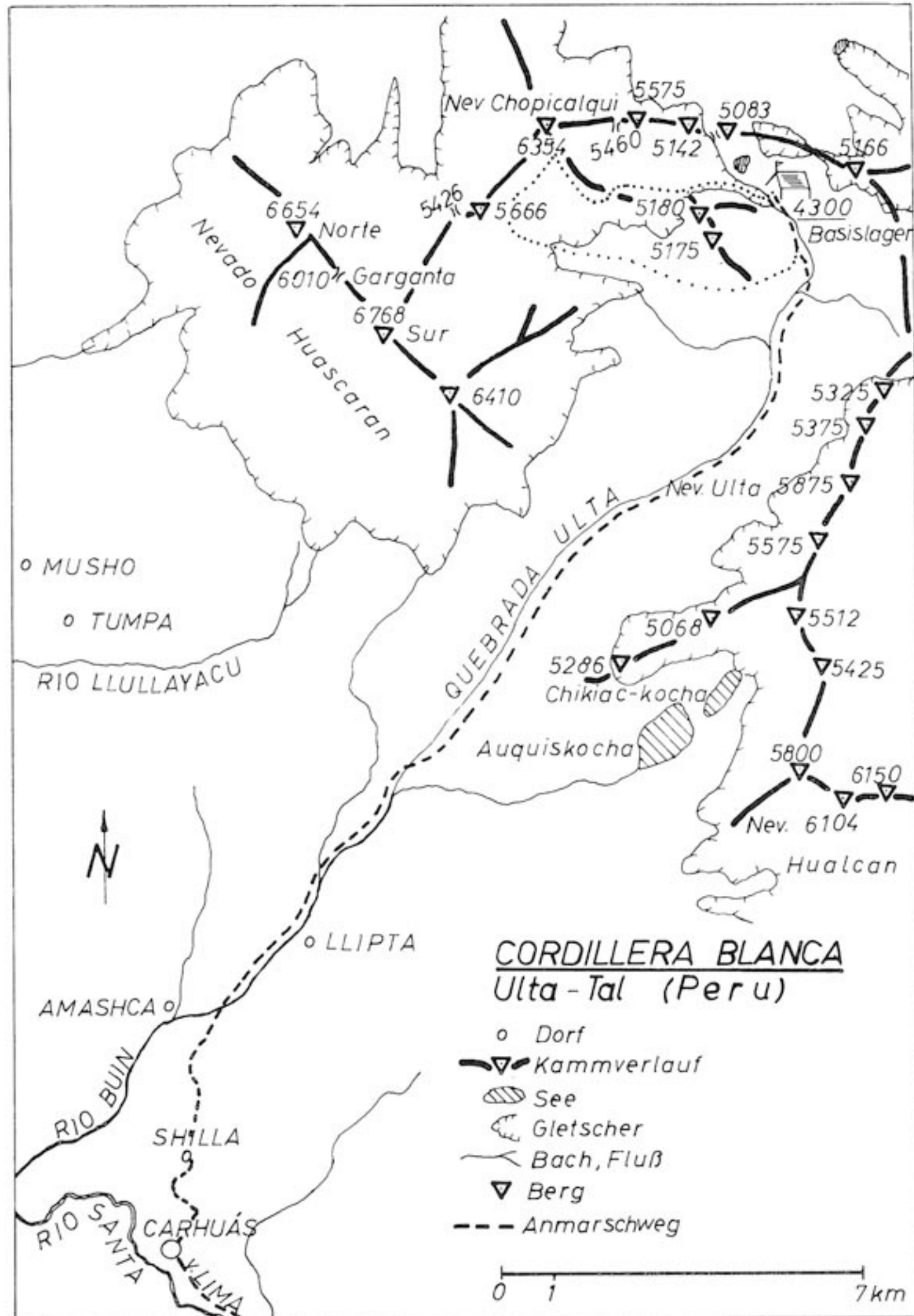
Corporacion Peruana del Santa, kennen. Ich hatte bereits von Deutschland aus Kontakt mit ihm aufgenommen. Diese Organisation befaßt sich mit Maßnahmen der Strukturverbesserung im Santatal. Dazu gehören auch Sicherungsbauten für Lagunen und Gletscherabflüsse. Benjamin Morales hat Glaciologie in Europa studiert; er bittet uns nun um Mitarbeit, insbesondere um spezielle gletscherkundliche Aufzeichnungen. Wir können uns umfassend über die Auswirkungen der Erdbebenkatastrophe 1970 und über die eingeleiteten Hilfs- und Sicherungsmaßnahmen informieren. Dabei erfahren wir auch sehr viel über die Hilfsaktionen der verschiedenen Länder

und auch darüber, welchen Eindruck dies bei der Bevölkerung hinterlassen hat. Neben den caritativen Gesichtspunkten sind propagandistische Ziele unverkennbar. Neben vielen anderen Dingen wird auch immer wieder deutlich, wie sehr man den einfachen Indio vielfach überfordert, wie leicht er doch letztlich nur noch zum Spielball der verschiedenen Interessen wird.

Das Restaurant „Peruano-Aleman“ von Werner Klemm, einem Landsmann aus Deutschland und das Hotel Monterrey sind Treffpunkte der Bergsteiger, die die Cordillera Blanca besuchen. Unsere Vorstellungen, was alles unter dem Namen „Expedition“ auszieht, werden hier wieder um einige Nuancen reicher. Der Tourismus mit allen seinen Auswüchsen, wie er die Alpen überschwemmt hat, wird auch vor anderen Gebirgen keinen Halt machen.

Die Kameraden sind mittlerweile ins Ultatal gezogen. Volker erwartet uns in Shilla. Die Zeit ist ihm nicht lange geworden, da er mit dem Dorfarzt manches „Fachradebrechen“ durchführen konnte. Von unserem Lagerplatz, inmitten des Ortes gelegen, haben wir eine großartige Aussicht auf den Huascarán und den Hualcán. Im Dorf ist wieder große Aufregung. Kaum sind die „Gringos aleman“ abgezogen, taucht schon wieder eine Schar Fremder auf. Eine italienische Expedition ist angekommen; mit 50 Tragtieren ziehen sie ins Ultatal. Fast wäre es noch schwierig geworden, drei Esel für unser restliches Gepäck aufzutreiben. Doch bei unseren guten Beziehungen zum Bürgermeister und zum Dorfarzt können wir schließlich das Problem noch meistern.

Die Landschaft hier unterscheidet sich sehr wesentlich von der von Catac und der Quebrada Queshque, obwohl die Gebiete nur etwa 100 km auseinander liegen. Das Gebiet um den Huascarán ist wasserreicher und fruchtbarer. Es ist daher stärker besiedelt und es gibt verhältnismäßig große Getreide-, Mais- und Kartoffelfelder. Außerdem wird in



weit größerem Umfang Schweine- und Viehzucht betrieben. Man sieht hier kaum Armut und Not. Das eigentliche Ultatal ist auch eher mit Tälern in den Alpen vergleichbar. Die Flora des Gebietes ist großartig. Am Ende des Ultatales schließt sich die Quebrada Cancahua an. Von deren Ende führt ein Steig zur Pasaje de Yanama (5000 m). Dieser Paßübergang, der in die Quebrada Shantoc an der Ostseite der Weißen Kordillere führt, ist sehr häufig begangen. Der gesamte Weg ist gut hergerichtet; es ist daher verhältnismäßig einfach, ins Tal zu kommen.

Rolf, Volker und ich haben uns mit dem Indio und drei Eseln, die unser restliches Gepäck tragen, in Shilla aufgemacht, um zu den Kameraden nachzukommen. Das Wetter ist gut, wir kommen anfangs zügig voran. Unterwegs treffen wir eine Gruppe Bergsteiger; es sind Neuseeländer, Australier und Nordamerikaner. Im Gespräch erfahren wir, daß sie bereits vor zwei Jahren den SO-Grat des Chopicalqui bestiegen haben. Wir hatten die Erstbesteigung dieses Grates vorgesehen; nach unseren Informationen sollte dieser Grat noch unbegangen sein. Hier zeigte sich erneut, daß es nahezu aussichtslos ist, genaue Informationen zu erhalten, da nur ein Teil der Besteigungen bekannt wird. Vieles bleibt anonym. Wir erfahren auch, daß die Neuseeländer an einem Teil der Berge waren, die die italienische Expedition zur Besteigung vorgesehen hatte. Wir konnten uns lebhaft ausmalen, wie diese Nachricht bei den Italienern angekommen sein mußte, nachdem sie schon aus dem Häuschen gerieten, als sie hörten, daß wir auch im Ultatal sind. Das Prestigedenken hat leider auch beim Bergsteigen eine nicht unerhebliche Bedeutung und für viele zählt eben nur eine Erstbegehung, nicht aber das Erleben einer Tour.

Das Anfangstempo beim Aufstieg hat merklich nachgelassen. Unser Indio ist müde geworden, die Tiere tun es ihm gleich. Bei einer Rast hat er sehr viel

Coca zu sich genommen. Entrückt von allen irdischen Mühseligkeiten steigt er dahin. Die Esel treiben längst wir; hin und wieder scheint er sich etwas daran zu erinnern, ruft nach den Tieren und ist bald wieder in eine andere Welt zurückgekehrt. Der Anblick könnte zum Lachen reizen; die Tragik dieses Lebens jedoch, das nur ein Beispiel für viele andere ist, stimmt uns ernst und nachdenklich. Man will helfen und kann doch kaum.

Als es Abend wird, haben wir weder die Freunde noch das Basislager erreicht. Bei der Suche entkommen uns die Esel; in stockfinsterner Nacht steigen wir durch dichtes Buschwerk und Geröll, bis wir Esel und Gepäck wieder haben. Ein Biwak läßt sich nicht umgehen. Unser Indio nimmt als erster ein Zelt in Beschlag. In der Kälte meditiert sich's eben doch nicht so gut. Am kommenden Morgen erreichen wir glücklich das Basislager.

In den nächsten Tagen bauen wir das Basislager aus und erkunden die Gegend. Das Lager ist wieder auf einer Höhe von 4300 m. Die umliegenden Berge sind jedoch gewaltiger als im vorhergegangenen Gebiet. Der Chopicalqui (6354 m), der Contrahierbas (6036 m), der Nevado Ulta (5890 m) ragen in der nächsten Umgebung auf. Die Vegetation ist hier auch üppiger, fast reicht sie bis an die Eisgrenze heran; manchmal ist kaum ein Übergang erkennbar. Dieses Bild, eine reichhaltige Blumen- und Pflanzenwelt, dann ewiges Eis, fasziniert ständig von neuem. Kenner haben dieses Gebiet als das schönste Gebirge der Welt bezeichnet. Es dürfte wohl schwer sein, diesen Ausspruch streitig zu machen.

Unser großes bergsteigerisches Ziel ist der Chopicalqui. Schon zuhause hatten wir immer wieder von diesem Berg gesprochen. Nun steht er unmittelbar vor uns. Es ist ein eindrucksvolles Bild. Unser Ziel ist klar; über den Weg, es zu erreichen, haben sich allerdings neue Aspekte eröffnet. Bei

einem Besuch im Lager der Neuseeländer erfahren wir noch nähere Einzelheiten über die gelungene Besteigung des SO-Grates im Jahre 1969. Einige von dieser Bergsteigergruppe sind außerdem zur Zeit im Gebiet der Ostwand des Huascarans tätig. Diese Wand hatten wir auch in unsere Planung einbezogen. Nun sind eben andere dran; wir streichen sie deshalb aus unseren Vorstellungen. Einen Wettkampf veranstalten wir nicht.

Unsere ganze Aufmerksamkeit gilt daher in erster Linie dem Chopicalqui; eine ganze Reihe von bergsteigerischen Problemen gäbe es als Ausweichziele; u. a. auch noch am Contrahierbas. Statt dem SO-Grat haben wir uns nun den Ostgrat des Chopicalqui vorgenommen. Unseren Erkundungen nach handelt es sich dabei um einen ganz „dicken Brocken“.

Das Wetter ist in diesem Gebiet nicht mehr so beständig wie in der Pongosgruppe. Es gibt häufig schlechtes Wetter; zudem schneit es viel. Die Tagestemperaturen sind niedriger als im ersten Gebiet; die Werte bei Nacht liegen etwa gleich. Ein Unterschied spielt schließlich noch eine entscheidende Rolle in unseren Planungen. In der Nähe des Basislagers führt der Weg zum Paß vorbei; dieser Weg wird beachtlich viel begangen. Aus beiden Richtungen ist ständig Betrieb. Es ist erstaunlich, was alles transportiert wird. Am auffälligsten sind die großen Bündel Wellblech, die die Indios auf dem Rücken über den 5000 m hohen Paß tragen. Dieser Betrieb ist doch ein großer Unsicherheitsfaktor für unser Lager. In der Quebrada Oueshque konnten wir doch im wesentlichen unbesorgt die Zelte verlassen. Hier ist eine ständige Besetzung notwendig, was eine Aufteilung in zwei Gruppen erfordert. Dies macht sich letztlich auf die uns zur Verfügung stehende Zeit bemerkbar, da jede Gruppe das große Ziel erreichen möchte. — Und die Zeit scheint uns langsam aber sicher davonzulaufen.

Die Besteigungsversuche am Chopicalqui beginnen. Am Ende einer Moräne, unterhalb des SO-Grates, auf einer Höhe von 5200 m, haben wir ein erstes Hochlager eingerichtet und es als Versorgungsstation ausgebaut. Von hier aus beginnt die erste Gruppe, bestehend aus Rolf, Walter, Helme und Franz, die Besteigung des Ostgrates. Der Versuch wird nach vier Tagen abgebrochen; die Verwächtung am Grat ist zu gefährlich. Hier Mut zur Umkehr, dort Mut zum Risiko — wir hielten das Erstere für die bessere Lösung. Den nächsten Anlauf nehmen wir am SO-Grat. Volker, Horst, Dieter und ich unternehmen den Versuch. Auch wir müssen zurück, starke Schneefälle zwingen uns zur Umkehr. Noch einmal nehmen wir einen Anlauf. Rolf, Dieter und Helme gehen zuerst; Walter, Franz und ich folgen einen Tag später. Ein Schlechtwettereinbruch mit außerordentlich starken Schneefällen scheint die Tour wieder zum Scheitern zu bringen. Das Unternehmen gelingt. Nach sechs Tagen ist die erste Gruppe wieder im Basislager; wir kehren nach einer Woche zurück.

Der Aufenthalt im Basislager ist auch hier mit vielen Arbeiten ausgefüllt. Ein besonderer Bereich sind unsere gletscherkundlichen Untersuchungen.

Tag für Tag vergeht, das Ende unseres Aufenthaltes im Ultatal ist abzusehen. Unsere Treiber aus Shilla entwickeln einen beachtlichen geschäftlichen Sinn. Sie kommen sogar ins Basislager, um nach dem Rücktransport zu fragen. Wir vereinbaren den Rückweg für den 11. 7.; am Nachmittag des Vortages wollen sie mit 25 Eseln ankommen. Sie halten Wort; fast pünktlich rücken sie an. Den ganzen Tag ist Hochbetrieb im Basislager. Kisten und Seesäcke werden gepackt, das ganze Material wird für den Abtransport hergerichtet.

Wir führen die Männer in unser Aufenthaltszelt und geben ihnen zu essen und zu trinken. Es ist der letzte Abend in den Bergen; Franz spielt auf der

Gitarre, wir singen dazu. Zuerst schweigsam, scheu, fast verschlossen, beginnen die Indios nun zu erzählen und zu lachen. Sie berichten, daß sie bei der italienischen Expedition, die vorzeitig zurück mußte und für die sie vor einigen Tagen ebenfalls den Transport durchführten, nicht in die Zelte durften, also im Freien schlafen mußten und nichts, nicht einmal ein Stückchen Brot, zu essen bekamen.

Am kommenden Tag verlassen wir das „schönste Gebirge der Welt“. Der Marsch geht wieder bis Shilla. Von dort wollen wir mit einem Lastwagen zurückfahren nach Lima. Kurz vor dem Ort, nach fast neunstündigem Weg, stellen wir mit Schrecken fest, daß ein Esel, bepackt mit wertvollem Material, fehlt. Spontan erklären sich die Indios bereit, daß sie sofort das Tier suchen und ihren Lohn erst annehmen werden, wenn das Gepäck vollständig ist. Sie machen sich unverzüglich auf den Weg, gehen zurück ins Ultatal und verbringen eine kalte Nacht im Freien. Am Nachmittag des kommenden Tages bringen sie freudestrahlend Esel und Gepäck — sie mußten fast das ganze Ultatal absuchen und brachten uns das Gepäck, vielleicht nicht zuletzt wegen unserer Einstellung zu ihnen.

In Shilla ist alles auf den Beinen, als wir wieder zurückkommen. Und es hofft und probiert jeder, ein Stück von dem Material zu ergattern. Alles findet Abnehmer, auch jeglicher Abfall. Vielleicht ist es die Angst, irgend etwas zu verpassen und nicht zuletzt das Problem, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden.

Wir verpacken wieder einmal mehr unsere großen Holzkisten. Volker und Horst heuern in Huaraz einen Lastwagen an.

Bevor wir abreisen, machen wir noch eine Fahrt nach Yungay, besser gesagt dorthin, wo Yungay einst stand. Beim großen Erdbeben 1970 löste sich durch die Erschütterung am Huascarán ein Hängegletscher. Gewaltige Mengen von Eis stürzten herab, schmolzen

durch die Reibung, bildeten eine gewaltige Schlamm- und Geröllmure und begruben die Stadt Yungay. In wenigen Minuten war alles vorbei, nur einige wenige Menschen konnten dem Verderben entrinnen. Sie fanden Zuflucht auf dem bekannten Rundfriedhof der Stadt. Erschüttert stehen wir auf der Mure, die zum Grab von 30 000 Menschen wurde. Zwischen den vielen Kreuzen, die die Erinnerung an die Toten wachhalten sollen, beginnt bereits wieder Gras zu wachsen.

Von der Corporacion Peruana del Santa werden große Anstrengungen unternommen, um Schutzmaßnahmen durchzuführen. Erdbeben und Eisstürze werden immer wieder auftreten, die Gefahr von Katastrophen ist immer gegeben. Die Auswirkungen können jedoch abgemildert werden. Unsere gletscherkundlichen Untersuchungen, unsere Aufnahmen, Beschreibungen und Messungen sollen für peruanische und alle sonstigen Stellen weiteres Material sein, das dazu beiträgt, die Gefahrenpunkte zu erkennen und die notwendigen Folgerungen daraus zu ziehen.

Am frühen Vormittag des 14. Juli 1971 verlassen wir Shilla. Im Ort ist nun wieder Ruhe eingekehrt, die „Gringos“ sind fort.

Die Fahrt mit dem Lastwagen ist sehr interessant. Wir bekommen nochmals einen Überblick über das Santatal und können uns über die Ausmaße der Katastrophe von 1970 ein umfassendes Bild machen. Es ist erstaunlich, wie wenig wieder hergerichtet worden ist. Nur ganz selten sehen wir, daß an Häusern, die in Mitleidenschaft gezogen wurden, etwas ausgebessert wird. Vielleicht ist es die Fähigkeit des Indios, solche Ereignisse mit einiger Gelassenheit aufzunehmen und mit ihnen zu leben.

In Huaraz machen wir nochmals Station. Wir nehmen Abschied von den Kameraden des DED und von Werner Klemm. Unser Fahrer muß noch eine Feder an der Hinterachse des Wagens

in Ordnung bringen. Das ist nichts Aufregendes und nichts Außergewöhnliches. Ein Fahrer könnte hier wohl nicht bestehen, wenn er nicht gleichzeitig gut improvisieren und reparieren könnte. Bei der Weiterfahrt werden noch Waren eingeladen, Menschen steigen zu. Die Lastwagen haben neben dem Gütertransport auch einen Großteil des Personenverkehrs zu bewältigen.

Wir durchfahren Catac, die erste Station im Santatal am Beginn der Expedition. In der Abendsonne leuchten die Eisfelder der Pongosgruppe herüber. Es ist bereits Nacht, als wir zum Conococha-Paß hinaufkommen. Die Indios, die mit uns fahren, haben sich in ihre Ponchos eingehüllt; wir verkriechen uns in unsere Daunenschlafsäcke. Es ist bitterkalt auf über 4000 m. Die Nacht ist sternenklar, die Cordillera Huayhuash liegt im Mondlicht vor uns. In engen Kurven windet sich die Paßstraße hinunter. Eine Reifenpanne führt zu einem kurzen Aufenthalt. Bei Pativilca erreichen wir wieder die Panamericana, die Traumstraße der Welt. Wir sind nun im Nebelgebiet der Lomas; nach der vorangegangenen Kälte erscheint es uns hier warm und schwül zu sein. Nach 26 Stunden Fahrt kommen wir zurück nach Lima. Hier ist mittlerweile der Winter eingekehrt, es ist neblig und naßkalt. Unsere Bekannten freuen sich, daß „ihre“ Bergsteiger wieder gesund und glücklich zurückgekehrt sind. Nun fehlt noch Schorsch Winkler. In einem Brief steht von seiner baldigen Ankunft in Lima. Wir haben noch kaum den Lastwagen entladen — da ist auch schon Schorsch da. Die Wangen sind etwas hohl geworden, aber er ist gesund und munter. Die Wiedersehensfreude ist nun ungetrübt.

Peter Schiml

Anmarsch ins Ulta-Tal

Nach 4 Wochen Akklimatisation in der Pongos-Gruppe verlegen wir unser Basislager ins Reich der höchsten Berge Perus, in die zentrale Cordillera Blanca. Ein von Volker organisierter Lastwagen bringt uns das Santa-Tal abwärts. Die schmale Schotterstraße führt in dem hier noch engen Tal am Hang entlang. Die bergseitige Straßengrenzung bilden oft bis zu 20 m hohe, fast senkrechte Erd- und Sandwälle mit tiefen Wasserrinnen. Mit gemischten Gefühlen beobachten wir, auf dem offenen Lastwagen stehend, scheinbar angeklebte Felsbrocken, die jeden Moment auf die Straße zu stürzen drohen. Es ist kein Wunder, wenn diese Straße durch Erdrutsche des öfteren unpassierbar wird. Nach dem kleinen Dörfchen Ticabamba wird das Tal breiter. An den Berghängen leuchten die Getreidefelder wie goldgelbe Flecken. Der Ginster steht in voller Blüte, Stangenkakteen ragen in den blauen Himmel. Die Indios sind bei der Kartoffelernte. Im Talgrund rauscht und schäumt der Rio Santa. Am Horizont glänzen die weißen Berge der Cordillera Blanca. Ohne Zweifel, das Tal des Rio Santa ist bezaubernd anzusehen.

Über einen schmalen Weg erreichen wir Shilla am Beginn des Ulta-Tales.

Innerhalb eines Tages haben wir umgepackt. Mit 25 Eseln marschieren wir am frühen Morgen los. Der Pfad steigt steil an und die Tragtiere müssen sich sehr anstrengen. Aufmunternd und in ruhigem Ton reden die Treiber auf sie ein, aber wenn die Tiere zu oft ausruhen, folgt ein Hieb mit einem Lederseil und ein energisches „Caramba“, denn der Weg ist noch weit. Durch das gesamte Ulta-Tal führt ein Paßweg hin-

über auf die Ostseite des Gebirges. Er ist verschiedentlich in die Felsen gehauen und wird ständig von einer Baugruppe instandgesetzt. Stunden nach dem Passieren des engen Taleinganges wird es überraschend breiter. Stiere weiden an kleinen Lagunen. An den Berghängen wachsen Bäume; sie bilden kleine Wälder. Die Bäume sind mit blühenden Schmarotzerpflanzen bedeckt. Wir begegnen Indios, die sich große Bündel trockener Äste auf den Rücken gebunden haben und talauslaufen, barfuß oder mit Sandalen aus Autoreifen. Wir hatten schon eine Weile über die Profilsuren von Reifen im sandigen Boden gerätselt.

Das Tal wird überragt von den Eisriesen der Blanca. Links die S-Flanke des Nev. Huascarán Sur 6785 m. Rechts der vielgipflige Nev. Hualcán und das jähle Horn des Nev. Ulta. Vor unseren Augen der Nev. Contrahierbas mit wildzerrissenen Hängegletschern, in denen es ständig rumort. Am Spätnachmittag kommen Wolken auf, zuerst beginnt es zu graupeln, dann schneit es. Die Treiber deuten an, daß sie die Nase voll haben. Wir bieten unser bestes Spanisch auf, um sie zum Weitergehen zu bewegen. Mit vereinten Kräften schieben wir die Esel einen rutschigen, schmierigen Hang hinauf, auf dem sie vorher immer wieder strauchelten. Endlich hat die Plagerei ein Ende, wir erreichen eine Hochfläche. An einer Lagune stellen wir bei dichtem Schneetreiben das Basislager in 4300 m Höhe auf. Das erste Zelt bieten wir unseren Treibern an, die es dankbar beziehen. Auf den Eseldecken liegend, eingehüllt in Ponchos unterhalten sie sich noch lange in ihrer Heimatsprache „Quechua“, vielleicht über die verrückten Gringos, die hier oben auf die Berge steigen wollen.

Dieter Fritz

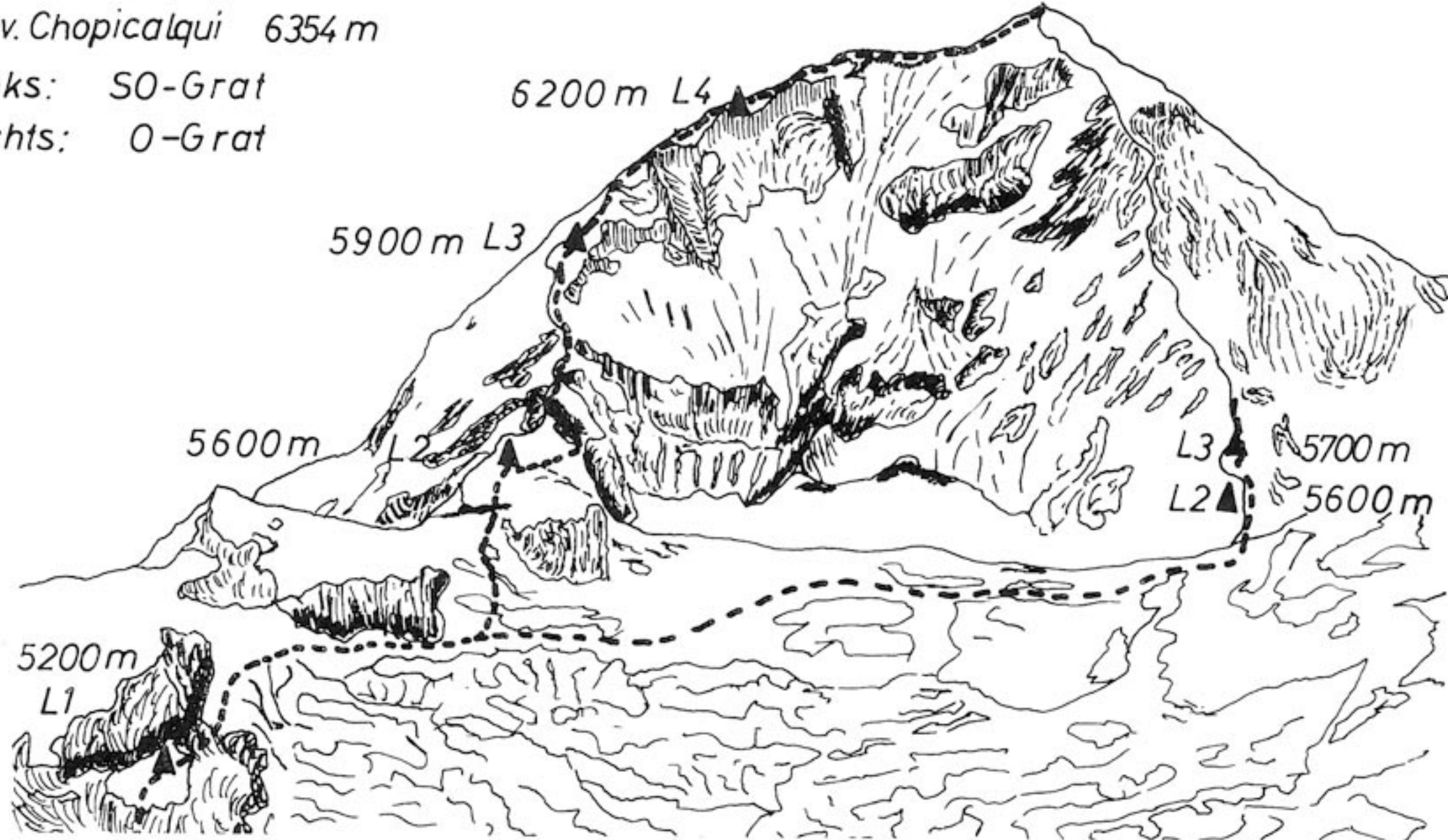


Huarez
Kirche nach dem Erdbeben 1970

Nev. Chopicalqui 6354 m

links: SO-Grat

rechts: O-Grat



Besteigungsgeschichte des Chopicalqui (6354 m)

Er wurde erstmals 1932 durch P. Borchers, E. Hein, H. Hoerlin und E. Schneider, Teilnehmer einer deutsch-österreichischen Expedition, über den Westgrat bestiegen. Damit war der technisch leichteste Anstieg eröffnet.

1968 bestieg eine kalifornische Gruppe erstmals den N-Grat.

Im gleichen Jahr scheiterte ein Versuch einer kanadischen Expedition nach 20 Tagen am O-Grat.

1969 gelang Neuseeländern die Erstbegehung des SO-Grates.

1971 Versuch der Deutschen Naturfreunde Expedition am O-Grat. Höchster Punkt 5760 m.

1971 Zweite Begehung des SO-Grates durch Deutsche Naturfreunde Expedition.

Umkehr am Ost-Grat des Chopicalqui

Es war der 21. Juni. Rolf, Helme, Walter und ich wollten heute den ersten Versuch unternehmen, um über den O-Grat zum Gipfel des Chopicalqui zu kommen. Kurz nach dem Mittagessen, es gab echte schwäbische Kost, gingen wir los. Der Weg zum Einstieg war uns bekannt, denn einige Tage vorher, bei einer Erkundungstour, legten wir die Richtung schon fest. Dadurch erschien uns auch der Anstieg über die steile Moräne nicht mehr allzu schwer. Um 16 Uhr erreichten wir bereits das Lager 1 (5200 m). Es war ein herrlicher Platz, noch auf gerölligem Boden. Aus Steinen errichteten wir eine kleine



Nev.
Chopicalqui
6354 m

Mauer, um uns vor dem Wind zu schützen. In der Zwischenzeit kochte Rolf schon Tee. Wir mußten uns mit der Arbeit beeilen. Der Übergang vom Tag zur Nacht ist sehr kurz und es war schon spät geworden. Mit dem heißen Tee nahmen wir auch gleich zwei Schlaftabletten ein, um wenigstens ein paar Stunden schlafen zu können. Die Nacht wurde sehr lang. Nur kurz war der Schlaf, den Kameraden ging es nicht besser. Vielleicht war es die Spannung auf das Kommende, die uns nicht schlafen ließ. Es dauerte schrecklich lange, bis es zu tagen begann. Nach kurzem Frühstück gingen wir das nächste Ziel an. Gleich nach unserem Lager folgte eine steile Eisflanke. Sie wurde eingerahmt von mächtigen Hänggletschern, die äußerste Vorsicht erforderten. Der Schnee war hier fest. Nach einer Stunde Weg aber sah es ganz anders aus. Bis zum Bauch versanken wir nun im Schnee. Mit den schweren Rucksäcken wühlten wir uns Meter für Meter vorwärts. Ein schier endloses Gletscherbecken lag noch zwischen uns und dem O-Grat. Unser heutiges Ziel schien in Frage gestellt zu sein. In kürzeren Abständen als sonst wechselten wir uns im Spuren ab, damit sich keiner verausgabte. Um 13 Uhr standen wir dann endlich in der Scharte, in der der Anstieg zum O-Grat begann. Die Stapferei durch den Schnee hatte uns so angestrengt, daß keiner Appetit zum Essen verspürte. Rolf und Helme machten sich fertig; sie gingen als erste Seilschaft. Der Grat war am Anfang als breiter Rücken ausgeprägt, der mit mächtigen Spalten durchzogen war. Rolf kämpfte von neuem mit dem vielen Schnee. Nur langsam kam er vorwärts, seine Wegbeschreibungen klangen nicht gerade fein. Walter und ich folgten im Abstand einer Seillänge. Wir hatten es in der Spur schon etwas leichter. Trotzdem mußten wir auch noch ganz schön schnaufen. Die Höhe machte sich doch gewaltig bemerkbar. Nach zwei Stunden kamen wir an eine Stelle, an der sich der Grat messerscharf und fast

senkrecht aufhob. Wir entschlossen uns, hier das Hochlager 2 zu errichten. Rolf und Helme gingen noch weiter, um die sehr steile Eisflanke mit Stufen und fixen Seilen zu präparieren. Walter und ich stampften den sehr lockeren Schnee zusammen, um eine kleine Plattform zu schaffen, auf der wir unsere zwei Hochzelte aufstellten. Der Schnee aber war so grundlos, daß wir keine Haken für die Befestigung der Zelte benutzen konnten. An unseren Skistöcken hängten wir deshalb die Befestigungen nur provisorisch an, damit der einsetzende Sturm die Zelte nicht über den Grat hinunter wehen konnte. In der Zwischenzeit kamen Rolf und Helme wieder zu uns herunter. Sie berichteten, daß sehr schlechte Eisverhältnisse auf uns zukommen würden. Nach einer kleinen Mahlzeit verkrochen wir uns in die Zelte. Helme schoß noch eine Rakete ab, um unseren Kameraden im Basislager das verabredete Zeichen zu geben.

Nur ungern verließen wir am nächsten Morgen unsere Schlafsäcke. Die Schuhe waren steifgefroren. Mit dem Kocher mußten wir sie erst auftauen, damit wir sie anziehen konnten. Diese Vorbereitungen kosteten viel Zeit, die uns bei der Kürze des Tages empfindlich abging. Helme ging nun als erster weiter. Über das präparierte Stück vom Tag vorher kamen wir schnell vorwärts. Dann aber traten große Schwierigkeiten auf. Der Grat wurde immer stärker überwächtet. Oft wußten wir nicht mehr, ob wir noch auf festem Boden standen. Das Eis war außerdem sehr schlecht — poröses Wassereis mit viel Neuschnee überzogen. Die Standplätze waren auch nicht mehr so sicher, wie sie sein sollten. Des öfteren mußten wir bis zu 80 m ausgehen, um die Sicherheit der nachkommenden Kameraden gewährleisten zu können. Nach einigen harten Stunden kamen wir an eine Stelle, an der sich ein mächtiger Eiswulst mit riesigen Eiszapfen vor uns erhob. Es wurde bereits Zeit, nach einem Lagerplatz Ausschau zu halten. Hinter einem Vorhang aus

Eiszapfen fanden wir ein Loch, das in eine Spalte führte. Helme seilte sich ein Stück hinein und rief herauf, daß hier ein idealer Platz zum biwakieren sei. Es war wirklich so. Der Platz in dieser Eishöhle war gerade so groß, daß wir unsere kleinen Zelte aufstellen konnten. Während wir heißen Tee schlürften, sprachen wir noch einmal über den bisherigen Ablauf und über das, was noch auf uns zukommen würde. Werden wir es schaffen? Mit diesem Gedanken legten wir uns nieder.

Voll Spannung verließen wir am nächsten Morgen unser Lager 3, in dem wir eine herrliche Nacht verbracht hatten. Die Temperaturen waren gut zu ertragen und der Wind konnte uns auch nichts anhaben. Wir hörten ihn nur, wenn er über den Grat hinwegblies. Rolf verließ als erster die Eishöhle. Er mußte sich erst durch den Eisvorhang ein Loch schlagen. Helme sicherte ihn von unten. Nur langsam kam Rolf vorwärts. Wir ahnten nichts Gutes. Es vergingen drei Stunden, bis ich der ersten Seilschaft folgen konnte. Nun sah ich selbst, mit welchen Schwierigkeiten Rolf zu kämpfen gehabt hatte. Das Eis war so schlecht, daß keine Schrauben oder Haken halten wollten. Rolf war zwei Seillängen weiter, als er uns herunter rief: „Es geht nicht mehr weiter“. Wir sahen uns an und konnten nicht glauben, daß es zu Ende sein würde. Sollte es uns ebenso ergehen wie einer kanadischen Expedition, die ebenfalls an diesem Grat gescheitert war? Helme stieg zu Rolf hinauf, um sich selbst zu überzeugen. Aber er brachte dasselbe zum Ausdruck, was Rolf schon sagte. Der Grat war in der Verlängerung so messerscharf und nach beiden Seiten meterweit überwächtet; an dieser Stelle weiterzugehen, käme Selbstmord gleich. Der Entschluß, nun umzukehren, fiel uns allen schwer. Es wäre falscher Ehrgeiz gewesen, ein Risiko einzugehen und das Leben aufs Spiel zu setzen. So war es dennoch ein Erfolg für uns.

Franz Wibmer

Sieben Tage am Chopicalqui

Im Basislager beschlossen wir, den Süd-Ost Grat in 2 Gruppen zu besteigen. Die erste Gruppe voraus, um den Grat zum Teil zu versichern. Die andere Gruppe folgt einen Tag später, bringt Nachschub und sichert den Rückzug. Am Gipfel wollten wir uns treffen, um den Abstieg gemeinsam zu bewältigen. Das Wetter wurde schlecht und es kam anders:

In spätestens 4 Tagen sind wir wieder im Basislager, sagen wir am 2. Juli zum Abschied zu Volker, unserem Expeditionsarzt, der allein zurück bleibt. Wir, Franz, Peter, Horst und ich, bilden die zweite Gruppe. Unsere Rucksäcke sind wieder einmal unverschämt schwer und drücken schon nach wenigen Stunden. Der Anstieg ist mühsam, wir steigen in einer Seitenmoräne, die mit riesigen Felsbrocken übersät ist, höher, bis wir bei 5200 m das Lager I erreichen, das noch in der Moräne liegt.

Aus dem Lager nehmen wir noch Lebensmittel und Ausrüstungsgegenstände mit. Nach wenigen Metern werden Steigeisen und Seil angelegt, denn wir müssen einen „wilden“ Gletscherbruch durchqueren. Seit der Erkundung vor wenigen Tagen sind die Spalten schon bedenklich weit aufgegangen. Inzwischen ist es Nachmittag geworden und der Chopicalqui hat sich in Wolken gehüllt. Wir müssen uns beeilen, um vor Einbruch der Dunkelheit noch Lager II, in 5600 m Höhe, zu erreichen. Dieses Hochlager wurde von Dieter, Horst, Volker und Peter vor einigen Tagen bei einem Versuch errichtet, den sie wegen schlechtem Wetter abbrechen mußten. Als wir uns Lager II nähern, stutze ich, aus der Eishöhle dringen verschwommene Laute empor. An einem fixierten Seil steigen wir in die Höhle hinab, dort werden wir von unseren Kameraden mit Hallo be-

grüßt. Aufgrund des zweifelhaften Wetters sind Rolf, Dieter und Helme im Lager geblieben. Erleichtert legen wir unsere Rucksäcke ab und betrachten staunend die Eishöhle. Man kann ohne zu übertreiben von einem Eispalast reden. Die Wände schimmern türkisgrün, riesige Eiszapfen hängen herunter, wir kommen uns vor wie im Märchenland. Inzwischen haben die Kameraden Tee und Suppe gekocht, wir lassen es uns schmecken, wie bei einem Festmahl. Unser Eispalast ist so groß, daß wir alle bequem Platz haben. Frühzeitig gehen wir schlafen, denn um 18 Uhr bricht die Dunkelheit herein. Angenehm ist, daß die Temperatur im Eispalast immer gleichbleibt und, daß völ-

lige Windstille herrscht. Vor dem Einschlafen fachsimpeln wir noch ein wenig, doch nach kurzer Zeit wird es still. Ich träume, wie es wohl sein wird, wenn ich auf meinem ersten 6000er stehe!

Die Nacht war angenehm, ich habe verhältnismäßig gut geschlafen. Helme, Rolf und Dieter verlassen, von unseren guten Wünschen begleitet, das Lager. Wir vier kriechen erst viel später aus unseren warmen Schlafsäcken. Horst macht die Höhe schwer zu schaffen, er ist in sehr schlechter Verfassung. Franz und ich bringen ihn ins Moränenlager, dort erholt er sich schnell und er kann allein ins Basislager absteigen. Ohne Gepäck schaffen



Chopicalqui
Auf dem Weg
zum Gipfel



Am Gipfel
des
Chopicalqui
6354 m

wir den Weg zurück zu Lager II in Rekordzeit.

Das Wetter ist etwas besser geworden und wir können die drei Kameraden am Grat gut sehen. Als sie um die vereinbarte Zeit eine grüne Rakete abschließen, gehen wir beruhigt in unseren Eispalast und legen uns schlafen.

Am anderen Morgen ist herrliches Wetter, der Himmel strahlend blau und der Chopicalqui steht majestätisch vor uns. Wir queren an der Ostseite des Grates an fixierten Seilen etwa 120 m, steigen dann in vereistem Fels zum Grat empor. Trotz der fixen Seile kommen wir mit unseren schweren Rucksäcken nur langsam vorwärts. Der Grat ist auf die Westseite hin stark

überwacht und oft müssen wir hart an der Abbruchstelle gehen. Auf einem etwas breiteren Stück des Grates machen wir Brotzeit. Das Essen besteht aus Trockenobst, Nüssen und Traubenzucker, den wir mit Schnee vermischt essen. Unser Platz ist sehr ausgesetzt, wir können deshalb den Kocher nicht auspacken, um Tee zu kochen, obwohl uns alles im Munde klebt und wir kaum schlucken können. Endlich haben wir auch Zeit, die Aussicht zu genießen; links vor uns die riesige Ostwand des Huascarans, die vor ein paar Tagen erstmals von Neuseeländern durchstiegen wurde. Vor uns liegt der ganze Grat des Chopicalqui und wir können nun auch die Kameraden wieder se-

hen. Rechts von uns die scharfe Schneide des Ost-Grates, an dem wir wegen äußerst gefährlicher Wächtenbildung umkehren mußten. Die Kameraden sind vor einem markanten Felsurm, den wir Gendarm nennen, angekommen. Sie umgehen ihn auf der Westseite und entschwinden unseren Blicken. Wir schultern wieder die Rucksäcke und gehen vorsichtig weiter. Nach einigen Seillängen sind wir am Biwakplatz der Freunde angekommen.

Mit lautem Gestöhne werfen wir unsere Rucksäcke in den Schnee, packen die Gaskocher aus, schmelzen Schnee, um eine Kraftbrühe herzustellen. In dieser Höhe, 5900 m, reicht die Heizleistung des Gaskochers kaum noch aus.

Die Aussicht von Lager III ist phantastisch: vor uns die steile Pyramide des Nevado Uta, rechts von ihm der Hualcán mit seiner gigantischen Ostwand, die sich jetzt kurz in ein herrliches Abendrot hüllt. Es wird empfindlich kalt und wir zwingen uns in das kleine Zweimannzelt. Wenn wir den Kopf aus dem Zelt stecken, sehen wir die Lichter von Carhuas und Huaraz. Wir merken, daß es wärmer wird und es zu schneien beginnt.

Am Morgen, es ist der 5. 7., liegen ca. 30 cm Neuschnee und die Spuren der Freunde sind fast zugeschneit. Das Wetter ist mies. Wir halten Kriegsrat: gehen wir weiter oder kehren wir um? Wir gehen weiter. Nach Lager III ist der Steilaufschwung versichert. Wir ziehen das Seil ab und nehmen es als weiteres Sicherungsseil mit. Es ist eine böse Wühlerei am Grat, die Sicherungsmöglichkeiten sind schlecht und wir müssen aufpassen, um nicht mit den Schneemassen in die Wand zu rutschen. Nach dem „Gendarm“ löse ich Franz in der Führung ab. Vorsichtig Schritt für Schritt mogele ich mich auf der Westseite im hüfthohen lockeren Schnee auf eine kleine Eisverschneidung zu, in der ein Eishaken steckt. Das Gehen in etwa 6000 m Höhe und im tiefen Schnee ist mühsam und alle

2 Schritte bleibe ich stehen, um Atem zu holen. Ich hänge schon eine Stunde in der Verschneidung an dem Haken und komme nicht weiter, Franz und Peter kommen nach. Peter steigt nun an einer anderen Stelle höher und sieht Spuren auf der Ostseite des Grates. Wir sind einem Verhauer zum Opfer gefallen. Auf der Ostseite kämpfen wir uns in grundlosem Schnee höher, bis wir die Gratschneide, die wieder breiter wird, erreichen. Als Seilschaftserster wäre mir harter Firn oder griffiges Eis lieber, aber die Verhältnisse kann man sich eben nicht auswählen! Seit Stunden haben wir keinen blauen Himmel, geschweige die Sonne gesehen. Nur einen Augenblick wurde der Gipfel frei und wir können kurz vorher unsere drei Freunde sehen. Um 17 Uhr sind wir im Lager IV auf 6200 m Höhe, stellen unser Zelt auf und schimpfen wieder einmal mehr über die Gaskocher, weil der Schnee nur langsam schmilzt und es nur lauwarmer Tee gibt. Wir wollen nur noch trinken, feste Nahrung nehmen wir kaum mehr zu uns. Im letzten Abendlicht sehen wir die Kumpel beim Biwakbau in der Westflanke. Franz ruft ihnen zu: im Basislager drei Dosen Ulmer Gold-Ochsen-Bier kalt stellen! Sie winken zurück. Viel später erfahren wir, daß sie nur Bier verstanden haben, und wir kommen um unser kühles Bier. Mit Bewegungen, die einer indischen Tempeltänzerin alle Ehre gemacht hätten, zwängen wir uns nacheinander in das Zweimannzelt. Es ist mein höchstes Biwak, aber die Feier wird auf später verschoben. Ich schlucke 3 Schlaftabletten, in der Hoffnung, endlich ein paar Stunden in der langen Biwaknacht zu schlafen. Es ist bei der Hoffnung geblieben: ich mache kaum ein Auge zu; den zwei Gefährten geht es ähnlich. In der Nacht weht es Schnee in das Zelt, es ist ungemütlich.

Eine mühsame Arbeit ist es, jeden Morgen die hartgefrorenen Schuhe anzuziehen. Wir stecken den brennenden Gaskocher in den Schuh, bis es bedenklich zu riechen anfängt!

Das Wetter ist immer noch schlecht, es schneit immerzu und wir sitzen in einer „Milchsuppe“. Nach wenigen Seillängen stehen wir auf dem Vorgipfel, dort lassen wir unsere Rucksäcke zurück. Auf dem Grat, öfters hart an der Abbruchstelle der Wächten, steigen wir höher. Punkt 11 Uhr stehen wir auf dem Chopicalqui, 6354 m, stumm schütteln wir uns die Hände, in den Gesichtern haben die fünf Tage Spuren hinterlassen. Nur kurz ist der Aufenthalt auf dem Gipfel, das schlechte Wetter läßt auch keine richtige Gipfelstimmung aufkommen. Nach einer Stunde sind wir bei den Rucksäcken, schmelzen Schnee, werfen Vitamin-C-Tabletten in das laue Wasser und trinken gierig das für uns so köstliche Naß. Langsam und übervorsichtig wühlen wir uns in der Westflanke abwärts.

Die Spuren der Freunde sind zugeweht und im Nebel sieht alles gleich aus. Bis kurz vor der Dunkelheit haben wir nur wenige Meter bewältigt, zu oft müssen wir warten, bis die Sicht etwas besser wird. In einer Eisspalte errichten wir Lager V (6190 m). Sitzend schlagen wir uns die Nacht um die Ohren, in dieser Höhe kann ich einfach nicht mehr schlafen. Der Wind treibt Schnee in das Biwak und die Schlafsäcke. Durch die Körperwärme schmilzt der Schnee und die Daunenschlafsäcke werden naß, die Gefahr, Erfrierungen zu bekommen, ist groß. Schlechter wie heute, 7. 7., kann das Wetter wirklich nicht mehr werden.

Nach dem Biwakplatz finden wir eine Abseilschraube der Freunde, seilen ab und haben nun die Spur wieder gefunden. An einem Abbruch, kurz über dem Gletscher zwischen Chopicalqui und Huascarán, geht es nicht mehr weiter. Die Spur der Freunde verliert sich am Rand des Abbruches. Wir steigen, bis zu den Oberschenkeln im Schnee, einige Seillängen empor. Auf einer kleinen Fläche verlassen uns die Kräfte, mit letzter Energie treten wir einen Platz für Biwak Nr. VI, 5500 m. Plötzlich reißt die Wolkendecke auf, Sterne

werden sichtbar und der Mond erhellt die Umgebung. Mit dem besseren Wetter kommt aber nun auch die Kälte, unsere Schlafsäcke gefrieren zu harten Brettern. Franz und ich liegen nur auf den Schlafsäcken, die Füße in Alufolie eingewickelt. Die ganze Nacht bewegen wir die Füße, damit sie nicht erfrieren. Es ist schon die 4. Nacht ohne Schlaf.

Beim ersten Licht verlassen wir das Zelt, es ist ein strahlend blauer Himmel und empfindlich kalt. Etwa 50 m steigen wir noch auf, suchen nach einer schwachen Stelle und finden sie in einer Schneerinne. Oft bis zu den Hüften im Schnee „schwimmen“ wir talwärts bis zum Gletscherboden. Bei der ersten Wasserstelle werfen wir unsere Rucksäcke in die Moräne — endlich können wir wieder genügend Flüssigkeit aufnehmen. Mehrere Stunden queren wir den Gletscher, der jetzt mit Schutt, Geröll und riesigen Felsbrocken übersät ist. Es ist kein Gehen mehr, wir stolpern und rutschen über das Geröll.

Nach sieben Tagen stehen wir zum ersten Mal wieder auf kargem, strohigen Gras. Jetzt wissen wir, daß nichts mehr passieren kann. Am Basislager der Neuseeländer vorbei gehen wir das Mataratal hinaus. Müde und erschlagen stehen wir am Talanfang, als plötzlich über dem Basislager eine grüne Rakete aufsteigt, die Freunde haben uns gesehen. Das gibt uns wieder etwas Aufschwung. Nach 30 Minuten stehen die Kameraden vor uns, sie sind uns entgegengeseilt. Die Begrüßung ist herzlich, sie sind froh, daß wir wieder gesund zurück sind. Die Rucksäcke werden uns abgenommen; um 19 Uhr sind wir im Basislager. Nach einem köstlichen Mahl fallen uns die Augen am Tisch zu. Endlich wieder richtig schlafen, die Anspannung der letzten Tage ist gewichen. Jetzt steigt auch ein Gefühl der Freude in mir auf, zufrieden und auch etwas stolz über die zweite Begehung des SO-Grates des Chopicalqui schlafe ich ein.

Walter Hummel



Blick vom Chopicalqui auf Nev. Ulta und Nev. Hualcán

Ein Ausflug in die Geschichte von Peru

Die Geschichte der Andenvölker ist von großen Kulturepochen geprägt worden. Kämpfe unter den Völkern und schließlich die Eroberung des Inkareiches durch die Spanier ließen diese Kulturen untergehen. Manche Zeugnisse dieser vergangenen Zeit sind uns erhalten geblieben. Der größte Teil aber wurde zerstört und vernichtet. In jahrhundertelanger Forschung konnte vieles entdeckt und geklärt werden, vieles ist jedoch im Dunkeln geblieben.

Eine Reise in ein Land wie Peru würde ohne einen geistigen Höhepunkt bleiben, würde man nicht auch an der Geschichte teilhaben. Die geschichtliche Entwicklung eines Volkes endet nicht etwa mit dem Untergang, mit der äußeren Zerstörung eines ihrer Reiche. Sie wächst ständig weiter und bildet schließlich den Rahmen der geistigen Entwicklung der Menschen. Viele Bereiche des menschlichen Lebens sind eng an diesen Werdegang geknüpft. Eine sinnvolle Betrachtung des Menschen ist daher nur möglich, wenn die geschichtlichen Wege eines Volkes bekannt sind.

Auf unserer Expedition wollten wir auch den Menschen sehen und versuchen, ihn zu betrachten. Was lag daher näher, als markante Stationen der Geschichte aufzusuchen. Von diesen Stätten, von manchen zwar als „alte Steine“ bespöttelt, ausgehend, ist es am ersten möglich, eine Verbindung zu

den Entwicklungen herzustellen, die den Einwohner, hier im besonderen den Indio geprägt haben.

Wenige Tage nach unserer Rückkehr aus dem Gebirge sitzen wir im Bus von Lima nach Cuzco. Das Fahrzeug ist eng und schmal, für die Körpergrößen der Indios ausreichend, nicht jedoch für unsere Längen. Die Fahrt bei Tag ist interessant und abwechslungsreich und lenkt von der Unbequemlichkeit ab. Zuerst geht es ein Stück die Panamericana Sur am Pazifik entlang, bei Nazca biegen wir von der Küste ab ins Landesinnere. Der Ort, die Gegend ist berühmt durch eine der bekanntesten Kulturen aus vorinkaischer Zeit. Aus dieser Epoche (200 bis 900 n. Chr.) stammen große Scharzeichnungen, deren Bedeutung heute noch nicht geklärt ist.

Die Nacht wird hart, das Sitzen bereitet erhebliche Schwierigkeiten; schlafen geht nicht. Es waren wohl oft die Biwaks bequemer. Fast unendlich lang dauert es, bis der Morgen kommt und eine Frühstückspause fällig wird. In einer Dorfwirtschaft gibt es eine Art von Kaffee und Maisfladen. Die Wände des Gastraumes sind mit allerlei Zeichnungen bedeckt. Es sind sicher keine großen Kunstwerke, aber sie geben doch Ausdruck über die Vorstellungskraft dieser Menschen.

Der Tag bringt neue interessante Szenarien, neue Landschaften, neue Begegnungen mit Menschen. Auf über

4600 m windet sich die Schotterpiste hinauf, steile Abfahrten in die Täler folgen. In großen Herden bekommen wir auch eines der bekanntesten Tiere der Andenländer, das Llama, zu Gesicht. Längst können wir nicht mehr sitzen, schimpfen über diesen Einfall — spüren jedoch im Innersten, daß wir wieder ein großes Stück dieses Landes erleben. In der nächsten Nacht erreichen wir Abancay. Eine Pause von einer halben Stunde benütze ich, um mich im Warteraum der Busstation hinzulegen; diesen Moment habe ich wirklich herbeigesehnt.

Bei Sonnenaufgang wird die Cordillera Vilcabamba sichtbar, mit dem berühmten Salcantay, dem „Götterthron“ am Rande des Urwalds. Am Vormittag, nach einer Fahrt von nunmehr 42 Stunden Dauer über eine Strecke von 1250 km, erreichen wir Cuzco, die einstige Hauptstadt der „Inkas“.

Im Hotel Bolivar, einer Touristenherberge, die von einer Österreicherin, die während des Krieges nach Peru kam, geführt wird, finden wir schnell ein einfaches Quartier. Der erste Gang durch die Innenstadt von Cuzco läßt mich schon erahnen, wieviel Atmosphäre dieser Ort aufzuweisen hat. Den ganzen Tag bin ich dabei, Informationen einzuholen; am Abend steht die weitere Reiseroute fest.

Am frühen Morgen des kommenden Tages gehen wir zur Santa-Ana-Bahn.

Auf dem Bahnsteig stehen dichtgedrängt die Indios. Alle Plätze in den Waggons sind schon belegt, selbst am Fußboden kauern die Leute. Dazwischen sind noch Berge von Säcken und Schachteln aufgestapelt. Ständig versuchen Menschen in die Wägen zu gelangen. Es ist ein herrlicher Anblick. In einem zusätzlich bereitgestellten Wagen finden wir noch Platz. Unser nächstes Ziel ist Machu Picchu.

Von Cuzco aus überwindet der Zug in spitzwinkligen Serpentinaen, teils ziehend, teils schiebend, den ersten steilen Streckenteil. Die anschließende Hochebene führt in das Urubambatal. An jeder Haltestation haben sich die Bewohner der umliegenden Dörfer versammelt. Auf den Bahnsteigen wird gekocht, Essen und Waren werden feilgeboten. Unsere Mitreisenden einschließlich dem Fahrpersonal machen von diesen Angeboten reichlich Gebrauch. Die Weiterfahrt scheint jeweils dann zu erfolgen, wenn der Zugführer den Eindruck hat, daß die nächste Station ohne Hungersnot erreicht werden kann. An allen Stationen wiederholt sich dieses Bild. Auch wir finden manches, was durchaus genießbar ist. Überall ist ein munteres, buntes Treiben, es herrscht Leben und Geschäftigkeit.

Über uns wird Ollantaytambo sichtbar. Inka Pachacutic erbaute dieses Fort am Eingang des „heiligen Tales“ zum Schutze gegen kriegerische Stämme aus dem Norden. Inka Manco Capac II versuchte sich hier gegen die Spanier zu verschanzen. Vergebens, Ollantaytambo wurde erobert und zerstört, wie so viele andere Orte. Der Besuch von Pachacamac, einer berühmten Tempel- und Orakelstätte in der Nähe von Lima, kommt mir dabei in Erinnerung. Das Orakel von Pachacamac weissagte einst den Untergang des Inka-Reiches. Inka Viracocha soll hier um 1430 n. Chr. vernommen haben, daß einst aus dem Norden fremde Männer kommen und das Reich stürzen würden. Überall tauchen Namen

und Begriffe auf, die auf die Größe und auch auf die Tragik dieses einstmals so gewaltigen Staates hinweisen. Selbst der Huascarán hat einen geschichtsträchtigen Namen. Der höchste Berg des Landes ist nach Huascar benannt, der um 1527 n. Chr. mit seinem Halbbruder Atahualpa um die Nachfolge des Inka Huayna Capac kämpfte. In dieser Zeit des mörderischen Bruderkrieges erfolgte der Einmarsch von Francesco Pizarro und seiner Gefährten. Das Orakel hatte recht behalten.

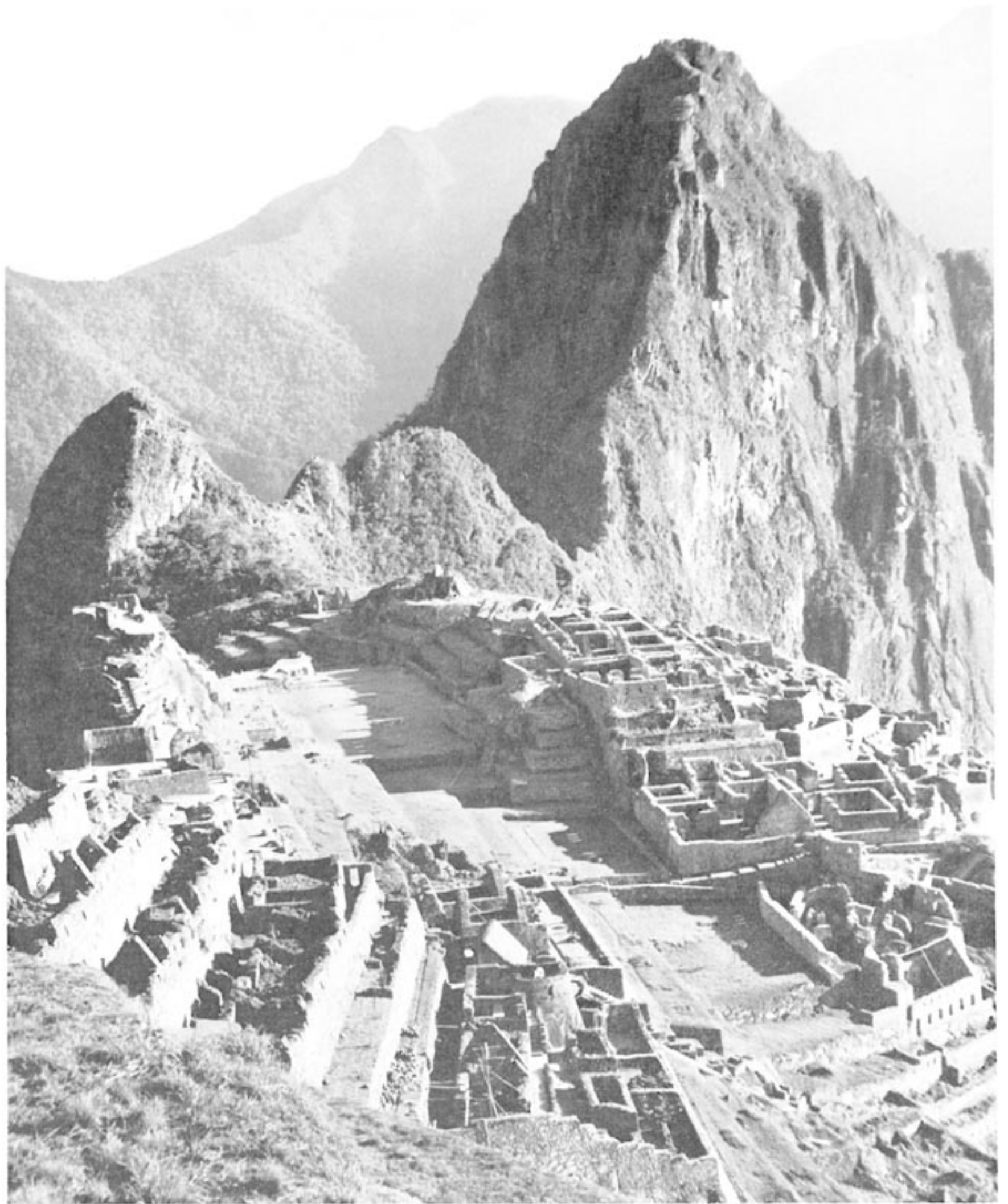
Das Tal verengt sich, schäumend stürzen sich die Fluten des Flusses durch eine Schlucht. Hoch über uns liegt Machu Picchu, die „vergessene Stadt der Inkas“. Der eigentliche Name der Stadt ist unbekannt; man nennt sie nach einem der zwei Bergspitzen, von denen sie überragt wird. Viel ist geforscht und geschrieben, viel ist gerätselt worden über den Ort, den Hiram Bingham am 24. Juli 1911 fand, unzerstört, nur vom Urwald mit einer natürlichen Decke zugebreitet. Die Geheimnisse der Stadt haben die letzten Bewohner mit sich genommen. Trotz aller Untersuchungen vermag auch heute noch niemand mit Sicherheit zu sagen, ob es sich nur um eine Verteidigungsanlage, einen Rückzugsort gegen die vordringenden Spanier oder vielleicht sogar um das größte Heiligtum des Inkareiches gehandelt hat. Vielleicht ist dies, verbunden mit der grandiosen Umgebung der Grund, weshalb dieser Ort eine so ungeheure Faszination auszustrahlen vermag. Das Erleben des Sonnenaufganges in Machu Picchu wird für mich mit zum größten inneren Erlebnis auf dieser Expedition. In diesen Minuten glaubt man, die Stadt fülle sich mit Leben, der Inka mit Gefolge zöge ein, die Priester und die Sonnenjungfrauen schritten zum Heiligtum, dem Intihuatana, um daran symbolisch die Sonne zu fesseln. Inbegriffe der Mythologie der Inkas, wie Pachacamac, der Schöpfergott, Pachamama, die Mutter Erde, oder Viracocha, der Sonnengott, scheinen unter

diesem Eindruck Gestalt anzunehmen. Die Stadt füllt sich tatsächlich wieder mit Leben. Der Touristenzug aus Cuzco ist angekommen. In einem wohl programmierten Ablauf wird schnell ein Hauch von Kultur aufgenommen, bis im nahegelegenen Hotel das Menü aufgetragen ist.

Wir müssen wieder einmal weiter, der Abschied fällt mir sehr schwer. Auf einem Lastwagen fahren wir zurück zur Bahnstation. Die Santa-Ana-Bahn bringt uns zur Endstation, nach Chaulley. Am Ostabhang der Anden sind wir nun schon in tropischer Region. Ein Lastwagen befördert uns nach Quillabamba, dem letzten größeren Ort vor Beginn des Urwaldes des Quellstromgebietes des Amazonas. Die Gringos werden wieder zur großen Attraktion. Wann tauchen hier schon einmal Fremde auf, mit großen Rucksäcken und „überdimensionalen“ Schuhen? Wir tragen alle Leichtbergschuhe und diese sind für die Indios ein besonderer Blickpunkt. *Este zapatos grandes* — diese großen Schuhe — werden wir immer wieder bestaunt.

Bis Kiteni, am Rio Urubamba gelegen, führt noch eine schmale Straße. Mit dem Lastwagen fahren wir noch acht Stunden durch Plantagen mit Bananen, Kaffee, Papayas und vielen anderen tropischen Gewächsen, bis wir am „Ende der Welt“ gelangen. Der Ort besteht aus ein paar Bretterbuden, alles ist schmutzig und ärmlich. In einer Hütte gibt es sogar einen Kühlschrank — elektrischer Strom ist jedoch noch unbekannt. Danach ist nur noch Urwald vor uns.

Auf einer Sandbank des Flusses schlagen wir ein Lager auf. Ein bisher unbekannter „Indianerstamm“, weißhäutig, mit starken Bärten, bevölkert nun den Urubamba. Die nächsten Tage gehen wir den Fluß abwärts, in das Gebiet der Machiguenga-Indianer. Canoas können wir hier nicht auftreiben, um flußabwärts zu fahren. Die klimatische Umstellung macht uns zu schaffen, die Mosquitos tun ihr übriges



Machu Picchu

dazu. Jedoch der Urwald mit seinem vielfältigen Leben und Treiben, das Zusammentreffen mit Menschen und Tieren schlägt uns so in seinen Bann, daß wir die Anstrengungen darüber vergessen. Ein starkes Gewitter im Urwald bietet noch ein besonders eindrucksvolles Schauspiel.

Die Zeit ist merklich vorangeschritten. Langsam aber sicher müssen wir an unsere Rückkehr denken. Von Kiteni fahren wir mit dem Lastwagen wieder zurück nach Quillabamba. In Peru ist Nationalfeiertag; vor 150 Jahren wurde der jetzige Staat gegründet. Auch in Quillabamba wird groß gefeiert. Am Marktplatz sind neben den üblichen Verkaufsständen, bei denen hier meist nur billige Industriewaren angeboten werden, Schießbuden und Essensstände aufgebaut. Es gibt gebratenes Fleisch, Reis, Kartoffeln mit undefinierbaren Soßen. Um die Kochstellen sind gleich Sitzbänke aufgebaut. An einer dieser Buden wollen wir essen. Zum erstenmal erlebe ich, daß wir abgewiesen werden. Vielleicht wollen sie hier das Essen nur an Einheimische abgeben, vielleicht glauben sie aber auch, daß es für uns nicht gut genug wäre. Ein paar Stände weiter werden wir sehr freundlich bedient.

Von Quillabamba fahren wir mit einem Lastwagen zurück nach Chaulley. Unterwegs passieren wir eine der Zivilkontrollen, die vielfach im Lande errichtet sind. Bei diesen Stationen werden Ausländer mit Namen, Beruf, Alter und Paßnummer registriert. Bei näherer Betrachtung dieser Einrichtungen ist der Zweck nicht immer ohne weiteres erkennbar, vielleicht eine Art Beschäftigungstherapie. In Chaulley erreichen wir wieder die Bahn und kehren zurück nach Cuzco.

Cuzco war einst strahlender Mittelpunkt des „Inka“-Reiches. Pizarro und seine Gefährten zerstörten diese Stadt und ließen Kirchen aus den Steinen „heidnischer“ Tempel erbauen. Diese Kirchen zeichnen zweifellos das Bild des Ortes mit. Die wenigen Reste der

Inkazeit geben der Stadt jedoch immer noch das wesentliche Gepräge. An diesen Mauern huschen die Indios entlang, ihre Körper sind gebeugt von schweren Lasten, die sie tragen, aber es scheint, als beuge sie auch die Last der Erinnerung an eine ferne große Vergangenheit.

Die Stadt mit ihren unzähligen Winkeln und Gäßchen, mit den Palästen aus der Kolonialzeit, den kunstvollen Balkonen und Arkadengängen wird uns vertraut, ja noch mehr, wir fühlen uns heimisch in ihr. Auf unseren Streifzügen durch die verschiedenen Märkte und Indioviertel finden wir hochinteressante Überreste des einstigen Götterglaubens: aus Ton geformte Tiere und Figuren, Glücksbringer der Indios — in der Vergangenheit und auch noch heute!

Eine kleine Begebenheit beeindruckt mich noch besonders, vielleicht deshalb, weil sie so unvermittelt eintritt und daher so natürlich wirkt. Bei einem abendlichen Spaziergang treffen wir einen Indio, der auf der Flöte Melodien seiner Heimat spielt. Auf einem Blech-eimer klopft er den Takt dazu. Sicher wird manch anderer das Instrument besser spielen, den Rhythmus und den Takt exakter setzen, aber die Natürlichkeit, die Freude, die dieser Indio zum Ausdruck bringt, überstrahlen die fehlende Perfektion bei weitem.

In der Nähe von Cuzco liegt Sacsayhuaman, eine Stätte aus der Inkazeit, ehemals gebaut als Fort und Lebensmitteldepot mit einem religiösen Zentrum. Charakteristisch für die gewaltige Anlage sind die sog. Zyklopienmauern. Wenn man weiß, welche Geräte und Werkzeuge zur damaligen Zeit bekannt waren, kann man nur mit Staunen diese Werke betrachten. Wieviele Menschen mußten vielleicht dafür ihr Leben lassen? Diese Gedanken rufen einen großen Zwiespalt hervor; es fällt schwer, ein klares Urteil zu finden. Unweit von Sacsayhuaman liegen Quenquo und Tambo Machay — Stätten im „heiligen Tal“ der Inkas, die wie

Musik in den Ohren eines Archäologen klingen.

Um den Eindruck über Land und Leute abzurunden, fahren wir noch nach Pisac. Hier findet jeden Sonntag ein Markt statt, auf dem die Indios verschiedene Erzeugnisse anbieten. Man findet typische handwerkliche Produkte wie Ponchos, Decken und Töpfereien. Zuerst wird ein Gottesdienst abgehalten und zwar in Quechua, der Eingeborenen-sprache — einst die Sprache des „Inkareiches“. Von weit und breit kommen die Indios in ihren malerischen Trachten. Der Einzug der Alcalden der umliegenden Dörfer bildet einen Höhepunkt der Feier.

Hoch über dem Ort, auf fast schwindelnder Höhe, liegt die ehemalige Inkastadt Pisac. Die weitläufigen Verteidigungsanlagen, der exponierte Standort — hoch über dem Rio Vilcanota konnten von hier aus drei Täler überwacht werden — und der große Sakralteil haben diese Stadt besonders gekennzeichnet.

Unsere Zeit in Südamerika geht unaufhaltsam dem Ende entgegen. Viele Tage und Wochen wären noch erforderlich, um die Stätten der verschiedenen Kulturen zu besuchen, um zu versuchen, diese Epoche der Menschheit zu erfassen. Viel Zeit wäre noch notwendig, um den Indio und seine Lebensauffassung zu betrachten. Es fällt schwer, nun wieder zu gehen und viele Gewohnheiten, die lieb und vertraut geworden sind, zurückzulassen.

Wir sitzen in einer Turboprop-Maschine der peruanischen Fluggesellschaft Lansa und fliegen der Hauptstadt Lima entgegen. Unter und neben uns liegen die gewaltigen Eisdome der Cordillera Vilcabamba. Gleich einem großartigen Schlußakkord zeigt sich nochmals die ganze Pracht und Schönheit der Anden. Weit vor uns wird Nebel sichtbar, dort wo Lima liegt, dort wo das Grau des Alltags wieder den Anfang nehmen wird.

Peter Schiml



Sonnenstein — Intihuatana



Inkafestung Sacsayhuaman

Als Arzt bei der Expedition

Es gehört wohl zu den großartigsten Erlebnissen überhaupt, mit einer Expedition in die letzten noch unerforschten Gebiete unserer Erde vorzudringen, um dort zu reisen und Berge zu besteigen, die noch von keinem menschlichen Lebewesen betreten wurden. Durch einen glücklichen Zufall wurde mir diese einmalige Chance geboten und so kam es, daß ich von April bis August 1971 an der Anden-Expedition der Deutschen Naturfreunde teilnahm, wodurch ein lange gehegter Jugendwunschtraum in Erfüllung ging.

Als Expeditionsarzt hatte ich die ärztliche Betreuung meiner 8 Kameraden übernommen. Wissenschaftliche Untersuchungen auf medizinischem Sektor waren nicht vorgesehen, da schon zahlreiche Erfahrungsberichte über das andersartige Verhalten des menschlichen Körpers in großer Höhe vorliegen und neuere Erkenntnisse nur mit größerem apparativen Aufwand gewonnen werden können. Zu diesem Zweck ging zum Beispiel Dr. Albrecht aus Berlin im Januar 1971 mit 18 Fachwissenschaftlern in die chilenischen Anden, um 36 Versuchspersonen beim Aufstieg von Meereshöhe bis über 6000 m bei bilanzierter Ernährung nach modernsten labortechnischen und leistungsmedizinischen Gesichtspunkten

zu untersuchen. Die endgültigen Ergebnisse dieser hochinteressanten wissenschaftlichen Untersuchungen liegen verständlicherweise zur Zeit noch nicht vor.

Meine Aufgabe bestand deshalb in der Behandlung aller evtl. auftretenden Erkrankungen und Unfälle während unseres gesamten Südamerikaaufenthaltes, der neben Bergbesteigungen bis über 6000 m Höhe auch Fahrten durch reine Sandwüsten und tropischen Urwald einschloß. Um für alle Notfälle gerüstet zu sein, hatte ich mir vorher eine umfangreiche Expeditions-Apotheke zusammengestellt, die von der Behandlung von Tropenkrankheiten und Schlangenbissen über alle nur denkbaren Krankheiten bis zur Behandlung von Höhenkrankheiten und Erfrierungen reichte. So enthielt unsere Expeditions-Apotheke neben Arzneimitteln gegen Malaria, Amöbenruhr, Wurmfektionen, tropische Durchfallserkrankungen, Hautkrankheiten, den Medikamenten zur Behandlung der bei uns vorkommenden Krankheiten auch zahlreiche Medikamente für die typischen Bergsteigererkrankungen wie Schneeblindheit, Erfrierungen, Höhenkrankheit usw. Zur Versorgung von Unfällen und Verletzungen hatten wir neben Verbandsmaterial aller Art unter anderem

auch ruhigstellende Schienen, Gipsbinden, Infusionslösungen und steriles Operationsbesteck mitgenommen. Unsere Apotheke mußte deshalb etwas umfangreich ausfallen, weil unsere Expedition doch in ein sehr abgelegenes Gebiet unserer Erde führte, und es sich außerdem im voraus nicht annähernd überblicken ließ, welche Art und welche Menge von Medikamenten wir zur Versorgung der einheimischen Bevölkerung benötigen würden. Insgesamt stellte unsere Expeditions-Apotheke einen Wert von ca. 8000.— DM dar, und dafür möchte ich an dieser Stelle den deutschen pharmazeutischen Firmen nochmals sehr herzlich danken, denn sie stellten uns alle gewünschten Medikamente in genügender Menge kostenlos zur Verfügung.

Nach der Beschaffung der Apotheke führten wir in den letzten Monaten vor unserer Abreise noch alle notwendigen Impfungen durch. Wir ließen uns gegen Pocken, Gelbfieber und Kinderlähmung impfen. Außerdem führte ich bei allen, die noch über keine aktive Immunisierung gegen Wundstarrkrampf verfügten, diese durch, desgleichen eine Immunisierung gegen Typhus und Paratyphus, sowie eine unspezifische Prophylaxe gegen Virusinfektionen — insbesondere gegen Hepatitis epider-

mica — mit Gammaglobulin. Da alle von uns sich in den letzten Wochen noch einer gründlichen Zahnsanierung unterzogen hatten und alle sich in einem ausgezeichneten Gesundheitszustand befanden, konnten wir uns bei besten gesundheitlichen Bedingungen, gut ausgerüstet, in unser großes Abenteuer stürzen. — Fast jeder Europäer, der zum ersten Mal in die Tropen kommt, macht in den ersten Tagen oder Wochen seines dortigen Aufenthaltes unliebsame Bekanntschaften mit den berühmt-berüchtigten Durchfallserkrankungen. Diese sind meist unspezifischer Art und werden zumeist durch die andersartige Ernährung und die noch fehlende Anpassung an die andersartige und stark vermehrte Bakterienflora in den tropischen Ländern verursacht. Echte Darminfektionen mit pathogenen Keimen kommen dort natürlich auch viel häufiger vor als bei uns, sie lassen sich jedoch durch Einhalten gewisser hygienischer Maßnahmen weitgehend vermeiden. Diese altbe-

kannten Regeln wie: Kein Genuß von ungekochtem Wasser jeglicher Art, kein Eis, nur gekochte oder gebackene Speisen, keine Salate, nur geschältes Obst, sehr häufiges Händewaschen usw., hielten wir während unserer ganzen Zeit im Flachland mehr oder weniger strikt ein und wurden dadurch, sowie durch die tägliche prophylaktische Einnahme von 1—2 Tabl. Mexaform fast vollkommen von Durchfallserkrankungen verschont. Diese strapaziösen Durchfallserkrankungen sind bei uns seit der Olympiade in Mexiko weithin bekannt unter dem geflügelten Wort „Montezuma's Rache“.

Nach fast drei Wochen Aufenthalt in Lima begann unsere langersehnte Reise ins Gebirge und damit die Umstellung auf das Höhenklima. Der plötzliche Wechsel von Meereshöhe auf fast 4000 m Höhe innerhalb 24 Stunden wurde von allen erstaunlich gut getragen, nur ein Teilnehmer war für 2 Tage mit leichten Erscheinungen der Höhenkrankheit vorübergehend außer Ge-

fecht gesetzt. Nach weniger als 2 Tagen waren diese Umstellungsschwierigkeiten vollkommen abgeklungen, und er hatte während des ganzen Aufenthaltes nie mehr Schwierigkeiten mit der Höhe — bis zu Höhen von über 6000 m. Während des 4wöchigen Aufenthaltes in der Quebrada Queshque mit einer ständigen Höhe über 4000 m und Bergbesteigungen bis 5700 m paßten wir uns systematisch an die verringerten Sauerstoff- und Druckverhältnisse der umgebenden Luft an. Diese Höhenanpassung verlief bei allen ohne Schwierigkeiten, und nach 2—3 Wochen hatte sich der Ruhepuls, d. h. die Herztätigkeit bei absoluter körperlicher Ruhe, von anfänglich durchschnittlich ca. 120/Min. bei allen wieder weitgehend normalisiert auf Werte um 70/Min. Auch die anfänglich stark beschleunigte Atemtätigkeit normalisierte sich nach dieser Zeit, und der bei einigen Teilnehmern nachts im Schlaf aufgetretene Cheyne-Stokes'sche Atemrhythmus verschwand mit zunehmender Höhenan-



passung. Am Schluß dieser Zeit — und vor allem auch während unseres ebenfalls vierwöchigen Aufenthaltes im Ultal — waren alle Teilnehmer bis zu Höhen von über 5000 m voll akklimatisiert. Erst oberhalb von 5500 m traten dann erstmals wieder Höhenbeschwerden auf wie: Schlaflosigkeit, Kopfschmerzen, Appetitlosigkeit, Nachlassen der Leistungsfähigkeit, Atemnot bei starker körperlicher Belastung usw. Vor allem der Appetit wurde in großer Höhe schlecht. Während im Basislager auf über 4000 m mit wahrem Heißhunger riesige Mengen Knödel, Nudeln, Sauerkraut und Fleisch verschlungen wurden, und auf über 5000 m bei Touren noch Brot, Fisch, Käse und Wurst mit großem Appetit verzehrt wurden, schmeckten auf 5500 m Höhe, Kekse, Schokolade, Fruchtschnitten, hochkonzentrierte proteinreiche Nahrung, Nüsse usw. schon nicht mehr richtig; und oberhalb von 5800 m Höhe war der Appetit so schlecht, daß praktisch nur noch flüssige Nahrung wie Suppen, Tee mit sehr viel Fruchtzucker oder ähnliches gegessen bzw. getrunken werden konnte.

Ein weiteres, sehr wichtiges Problem bei Bergsteigern ist die Gefahr von Erfrierungen. Nach der Durchsteigung des Chopicalqui-Südostgrates zum Gipfel, dem absoluten bergsteigerischen Höhepunkt unserer Expedition, wobei eine Gruppe 6 Tage und Nächte im Schnee und Eis verbrachte, die andere Gruppe sogar 7 Tage, kehrten 3 Teilnehmer mit Erfrierungen an den Zehen ins Basislager zurück. Obwohl die Temperaturen nicht allzu niedrig waren — zwischen minus 5 Grad und minus 15 Grad C — obwohl alle über das bestmögliche Schuhwerk verfügten — speziell angefertigte Expeditionsstiefel für extreme Bergtouren mit 2 Innenschuhen — beste Socken und Strümpfe an hatten und auch sonst mit Kleidung für extreme Kälte gut versehen waren, war es doch zu diesen Erfrierungen gekommen. Da der extreme Bergsteiger alles, was er zum Durchkommen und Überleben unbedingt

braucht, auf dem Rücken unter oft recht widrigen Umständen schleppen muß, schränkt er sich naturgemäß auf das Allernotwendigste ein. Wenn nun davon etwas beschädigt wird, kann dies natürlich schwerwiegende Folgen haben. Einer von den Dreien zerriß sich mit einem Steigeisen die Überhose, der andere die Gamaschen, so daß Schnee an die Strümpfe kam und schließlich durch die Körperwärme die Strümpfe und Socken im Stiefel feucht wurden. Auch bei dem dritten wurden im Laufe der Tage und Nächte im Schnee, wobei natürlich auch Schnee in den Biwaksack gelangte, die Socken und Strümpfe feucht, und bei allen dreien war das Resultat gleich: am 5. Tage dieser Mammuttour kam es zu Erfrierungen der Zehen. Trotz bester Ausrüstung und größter Vorsicht lassen sich derartige Erfrierungen bei sehr langen Touren oft nicht vermeiden, denn die Gefahr liegt weniger in der absoluten Kälte, als vielmehr in der langen Zeitspanne, bis man wieder zu trockener Kleidung kommt. Trotz intensiver Behandlung mit durchblutungsfördernden Mitteln, mit Fußbädern mit ansteigender Temperatur, mit abschwellenden und bakteriostatischen Mitteln konnten diese Erfrierungen an den Zehenendgliedern nicht vollständig zur Rückbildung gebracht werden, zumal sie doch 1½ Tage bestanden hatten.

Im übrigen wurden wir von Krankheiten und Unfällen vollkommen verschont. Außer einer Schneeblindheit, die ausgerechnet bei unserem Expeditionsleiter aufgetreten war und ihn für 1 Tag vollkommen blind machte, jedoch durch entsprechende Behandlung in 3 Tagen gänzlich abgeklungen war, gab es nur noch Bagatellverletzungen und vorübergehende Störungen des Allgemeinbefindens. Eine interessante Abwechslung auf dem ärztlichen Sektor stellte die Behandlung der einheimischen Indios dar. Obwohl ich ihre Sprache überhaupt nicht verstand, versuchten sie oft, mir mit vielen Worten klarzumachen, daß ihnen alles gleichzeitig weh tat. Der Kopf, das Herz, der

Bauchraum und die Wirbelsäule. Meistens handelte es sich um banale Erkrankungen, die mit einfachen Schmerz- und Fiebermitteln gut behandelt werden konnten, um Gelegenheitsverletzungen oder um Abnutzungserscheinungen der Wirbelsäule und der großen Gelenke durch überschwere körperliche Arbeit. — Von einem jungen peruanischen Arzt, der in dieser Gegend die Indios betreute und mit dem ich mich angefreundet hatte, lernte ich noch ein wunderbares Rheumamittel kennen: Man nehme einen Glasbehälter, fülle ihn zu zwei Drittel mit Alkohol, lege 2 tote Schlangen hinein, gebe dazu einige Eukalyptusblätter, einige Cocablätter, einige Zigaretten und noch ein paar unbekannte Kräuter und lasse das ganze ein paar Tage ziehen. Mit diesem Gemisch — äußerlich angewandt — behandelte er anscheinend mit gutem Erfolg seine Rheumapatienten, obwohl ihm gleichzeitig die modernsten Antirheumatica zur Verfügung standen und er deren Wirkungsmechanismus gut kannte. Andere Länder — andere Sitten, auch in der Medizin.

Dr. Volker Schwenkglens

Letzte Etappe

In Lima herrscht Winterwetter, es ist neblig und naßkalt. Gleich dem Wetter ist auch unsere Stimmung. Keiner will und kann es schon fassen, daß unsere Zeit in Südamerika unwiderruflich zu Ende geht. In Lima beginnt auch wieder das Grau des Alltags: das Gepäck wird seefertig gemacht, bei der Botschaft gibt es noch verschiedene Dinge zu klären, bei den Zoll- und Schiffsagents sind Termine für Abfertigung und Verladung festzulegen, unser Rückflug ist endgültig zu buchen.

Im Deutschen Klub haben wir zu einem Abschiedsabend eingeladen. Viele Freunde und Bekannte, die uns gerne und aufrichtig halfen, sind gekommen. Nun können wir auch dem Leiter der Deutschen Schule, Herrn Josef Krauthausen, das Geschenk der Bundesleitung an die Schule — einen Globus — überreichen. Dieser Globus wird in einer Schule Verwendung finden, die von der Deutschen Schule im Erdbebengebiet 1970 errichtet wird.

Der deutsche Botschafter, Herr Dr. Robert von Förster, gibt uns noch einen Empfang. Wir waren mit manchen Sorgen und Nöten zur Botschaft gekommen und wurden stets freundlich und hilfsbereit aufgenommen.

Unsere übrig gebliebenen Lebensmittel können wir auch noch einem guten Zweck zuführen. Großartig unterstützt von den Lehrern der Deutschen Schule werden die Nahrungsmittel versteigert. Der Erlös kommt einem gelähmten Kind zugute. Unsere Medikamente, die wir glücklicherweise nicht brauchten, werden in einem Urwaldhospital Verwendung finden.

In den letzten Tagen erleben wir nochmals Lima, erleben die Hauptstadt eines erwachenden Landes. Nochmals sehen wir den Indio mit all seinen Problemen und Nöten. Nochmals können wir die Versuche dieses Landes erkennen, den Weg in eine gute Zukunft zu finden.

Viele Freunde laden uns zum letzten Mal ein und begleiten uns schließlich zum Flughafen. In einer Boeing 707 der Lufthansa treten wir den Heimflug an. Der Kapitän der Maschine lädt uns zu einem Informationsgespräch ins Cockpit ein. Bogota, Kingston, New York und Frankfurt sind die Zwischenstationen.

Am 8. 8. 1971 um 14 Uhr landen wir in Stuttgart. Mit großer Freude, Herzlichkeit und Begeisterung werden wir von unseren Angehörigen, von vielen

Freunden und Bekannten in Empfang genommen. Herzliche Begrüßungen am Flughafen Stuttgart, im Naturfreundehaus „Fuchsrain“ und in Ulm folgen. Die vielen strahlenden Gesichter lassen uns noch nicht voll zu Bewußtsein kommen, daß die Anden-Expedition der Deutschen Naturfreunde, daß unsere Fahrt der Vergangenheit angehört.

Die Aufgaben wurden voll und ganz erfüllt, das Unternehmen ist erfolgreich zu Ende gegangen. Nicht zu Ende ist die Arbeit. Die Unterlagen müssen ausgewertet und den am Expeditionsgeschehen beteiligten Stellen und Institutionen zugeleitet werden. Viele Gegenstände aus dem Bereich der Ausrüstung, Kleidung und Verpflegung wurden geprüft und ausprobiert. Die Ergebnisse sind den beteiligten Firmen zuzuleiten. Unsere Beiträge sollen Bausteine zu guten Entwicklungen sein.

Viele haben dazu beigetragen, daß diese Expedition, die wir nun in Grundzügen in Wort und Bild dargestellt haben, gelingen konnte. Viele haben uns mit Rat und Tat, viele haben uns materiell und ideell unterstützt. Allen, auch wenn wir sie einzeln nicht nennen können, gilt unser herzlicher Dank.

Peter Schiml

Andes-Expedition 1971 – Deutsche Naturfreunde

On the occasion of the 75th anniversary of the organization „Deutsche Naturfreunde“ a jubilee expedition to South America was arranged. The expedition had the task to describe unexplored mountain territories of the Andes, to do cartographic supplements and measures of height, to do glaciological inquiries and to operate ethnographical researches by native Indian tribes.

The expedition was under the auspices of Mrs. Käte Strobel, Minister of Youth, Family and Health in the Federal Republic of Germany.

On April 17th the nine members of the expedition left Germany by plane and flew to Lima/Peru; on March 9th the baggage, which had a total weight of 3,5 tons, had been sent by ship to Peru.

During a stay of four months the following aims were reached:

The Pongos group, a district of the southern Cordillera Blanca was opened up; cartographical documents and glaciological inquiries were made. More than 30 mountains of this group, until a height of 18 846 feet, were climbed for the first time. Starting point was Catac village in the valley of the Rio Santa (Dep. Ancash); the base camp was established in the Quebrada Queshque (14 190 feet).

In the central district of the Cordillera Blanca the expedition had success in the second climb of the SE ridge of the Chopicalqui (Huascarán Este 20 968 feet). An attempt to climb up the East

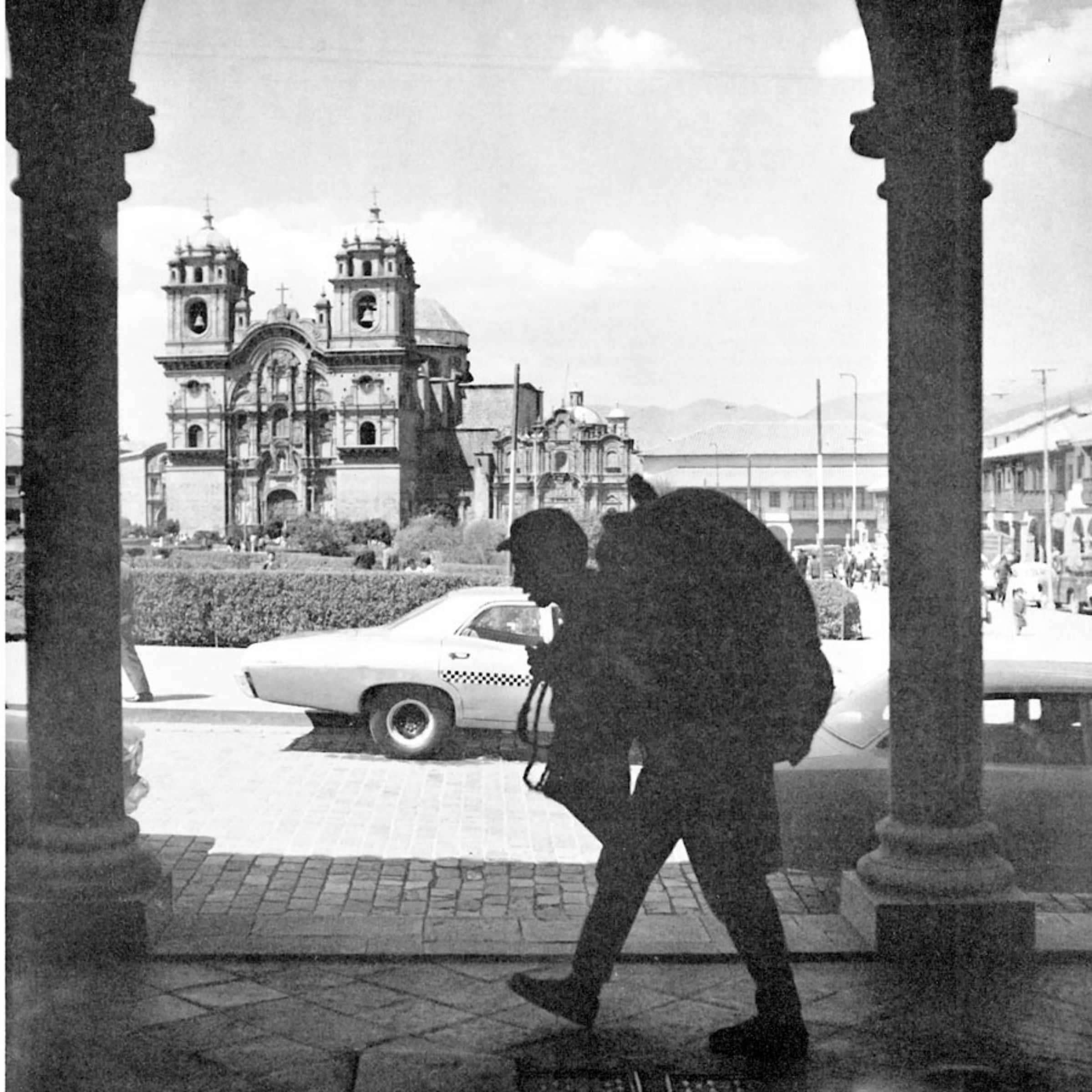
ridge of this mountain for the first time was broken off, because the snow caps on the ridge were too dangerous. In this district glaciological inquiries were made, too. Starting point was Shilla village, a point near Carhuas village in the valley of the Rio Santa. The base camp stood in the Quebrada Cancahua (14 190 feet), at the end of the Quebrada Uta.

The ethnographical tasks of the expedition were executed with a native people, named Campa. This people is living in a district, which is called the Gran Pajonal. This territory lies between Rio Tambo and Rio Ucayali — both are spring-streams of the river Amazonas. Starting point was the village La Merced in the Chanchamayo valley.

The district can only be reached by single engined planes; the goal for the planes is the village Oventeni.

More than 40 years ago, this people was explored by a German ethnographical explorer, named Günther Tessmann. Now the expedition was to try to find out if and in which way changes of living conditions had taken place since then.

Other aims of the expedition were interesting points of history of different times of culture and the territory of the Machiguenga people on Rio Urubamba. The aims of the expedition have been fully obtained without accidents and sickness. The result can be considered as very successful. On August 8th, 1971 the members of the expedition returned to Germany by plane.



Expedición Andina de los „Deutsche Naturfreunde“ 1971

Con motivo del septuagésimo quinto aniversario de la asociación „Deutsche Naturfreunde“ fue organizada una expedición con destino a Sudamérica. La expedición tenía varias misiones como: la descripción de regiones montañosas inexploradas, trabajos cartográficos adicionales así como complemento de mapas y medición de altitudes, estudios sobre los glaciares y ventisqueros e investigaciones etnológicas sobre tribus indígenas.

El patrocinio de la expedición estuvo a cargo del ministro para el fomento de la juventud, familia y salud, Sra. Käte Strobel.

Los nueve miembros de la expedición partieron por vía aérea el 17. 4. 1971 hacia Lima/Perú. Ya a principios del mes de marzo se había embarcado el equipaje a su destino, Perú.

Al sur de la Cordillera Blanca fue explotada la región del Pongos cuyas cumbres llegan a una altitud máxima de 5711 m sobre el nivel del mar. Aquí se produjeron mapas y se hicieron investigaciones glaciares. Cumbres y cordilleras de esta región fueron escaladas, tomando como punto de salida la población de Catac en el valle del Santa (Depto. Ancash). El campamento base fue erigido en la Quebrada Qeshque.

En la cordillera central, la Cordillera Blanca, pudo llevarse a cabo con éxito el segundo ascenso de la cresta sureste del Chopicalqui (Huascarán Este 6354 m). También se intentó escalar la cresta oriental de mencionada

cumbre, pero no se pudo realizar a causa de las malas y peligrosas condiciones de la nieve. Punto de partida fue la población Shilla, ubicada en las cercanías de Carhuas, en valle del Santa. El campamento base estuvo localizado en la Quebrada Cancahua, al final del valle Ulta.

Las tareas etnológicas de la expedición fueron realizadas con la tribu de los Campas en el Gran Pajonal, encontrándose mencionada región entre el río Tambo y el río Ucayali, afluentes del río Amazonas. Se parte a esa región de la Merced en el valle de Chanchamayo. El Gran Pajonal nadamás es accesible con avionetas de un motor, aterrizando en la población de Oventeni.

Hace más de cuarenta años esta tribu fue estudiada por el etnólogo alemán Günther Tessmann. Los trabajos recientes tenían por objeto averiguar las diferencias que resultaron en el transcurso de los últimos años en todas sus relaciones respectivas.

Otras metas de la expedición fueron lugares históricos de diversas épocas culturales y la región de los nativos de Machiguenga a orillas del río Uрубamba.

Durante una estancia de 4 meses fue posible realizar todos los estudios planeados por la expedición.

La expedición se llevó a cabo sin accidentes ni enfermedades y todos los participantes regresaron sanos y salvos a la República Federal de Alemania el día 8 de agosto de 1971.

**Für besondere ideelle
Unterstützung sind wir zu
Dank verpflichtet:**

Adolf Wild Reutlingen
Prof. O. Zerries München
Dr. med. Mayr Bad Tölz
Dr. med. dent.
P. Reulen Laichingen
Dr. W. Welsch München
K. Schreckenbach München
G. Hauser München
Ch. Jahl München
M. Sturm München
H. D. Greul Frankfurt
H. Stern Murnau
Dr. O. Hartmann Göttingen

Deutsche Botschaft Lima/Peru
Dir. J. Krauthausen Lima/Peru
C. Morales Arnao Lima/Peru
B. Morales Arnao Huaraz/Peru
E. Schütz La Merced/Peru

Prof. H. Kinzl
H. Gasser
W. Axt
R. Hainzel

A. Carter
D. Bathgate
E. Echevarria
Dr. R. Hechtel
L. Ortenburger
J. Ricker
K. Sigrist

F. M. Torres
F. Rebeyrol
J. Joshizawa
R. Schatz
M. Fantin

Innsbruck/Österreich
Innsbruck/Österreich
Salzburg/Österreich
Wien/Österreich

Milton/England
Schottland
Colorado/USA
Kalifornien/USA
Kalifornien/USA
Kanada
Johannesburg/
Südafrika
Spanien
Frankreich
Japan
Schweiz
Italien

**Für besondere finanzielle
Unterstützung danken wir:**

Bayer. Staatsministerium für Unterricht und Kultus, München
Kultusministerium Baden-Württemberg, Stuttgart
Landkreis Esslingen
Gemeinde Hochdorf
Stadt Reutlingen
Bank für Gemeinwirtschaft, Hauptverwaltung Frankfurt
Bank für Gemeinwirtschaft, Niederlassung Offenbach
Industriegewerkschaft Metall, Hauptvorstand Frankfurt
Deutscher Alpenverein, Sektion Stuttgart
Goldochsen-Brauerei, Ulm
Firma Kässbohrer, Ulm
Firma Magirus, Ulm
Firma Pointinger, München
Porzellanfabrik Gebr. Bauscher, Weiden
Firma Reich, Ulm
Firma Wilkinson, Solingen
Fa. Hapag-Lloyd, Bremen
Deutsche Lufthansa AG, Köln
Franz Zebisch, MdB, Weiden
Touristenverein „Die Naturfreunde“
Bundesgruppe Deutschland
Touristenverein „Die Naturfreunde“
Landesverband Württemberg

Für besondere materielle Unterstützung danken wir:

Ausrüstung

All-Plastik Mayer & Co. Gunzenhausen	Polyäthylen-Flachbeutel	Höfler & Sohn, Zylinder- und Blasbalgfabrik Kayh über Herrenberg	Blasbälge
Andry Celluloidwarenfabrik Anderten-Hannover	Sonnenbrillen	Wilhelm Huger, Barometerfabrik Villingen	Barometer
Arno Amarell Kreuzwertheim	Kältefeinthermometer	Hünersdorf-Bührer Ludwigsburg	Küchenzubehör
Sport-Berger Rothschwaige	Zelt	Georg Kayser KG Süßen	Küchenzubehör
CAMPING Gaz Frankfurt	Kochgeräte, Kartuschen, Firngleiter	Heinz Kettler Ense-Bremen	Campingmöbel
Cellux GmbH Lindau	Klebebänder	Klepper-Werke Rosenheim	Zelte
Comet Apparatebau Bremerhaven	Leuchtraketen, Seenotsignale	Georg Lufft, Barometerfabrik Stuttgart	Luft-Kompasse und -Höhenmesser
Daimon GmbH Rodenkirchen	Taschenlampen, Batterien	Horst Lutz Wertheim	Kältethermometer
Dethleffs KG Isny/Allgäu	Skistöcke	Marbert Kosmetik Düsseldorf	Sonnenschutz
Deutsche Intersport Heilbronn	Bergausrüstung	Meindl KG, Schuhfabrik Kirchanschöring	Bergschuhe
Deutsche Zündwaren-Monopolges. Frankfurt	Streichhölzer	Metzeler-Schaum KG Memmingen	Schaumstoffmatratzen
Heinrich Eckel, Sportartikelfabrik München	Skistöcke	Montana Sport Innsbruck	NRC Biwaksäcke
Edelrid Isny/Allgäu	Bergseile, Klettergürtel	Nigrin Werke — Carl Gentner Göppingen	Schuhcreme
Emsa Werk Emsdetten	Küchengeschirr	Quelle — G. Sckickedanz KG Fürth	Warengutschein
Eri Schuhpflegemittel Göppingen	Imprägnier-Schuhwachs	Raichle Sportschuh AG Fridingen	Bergschuhe
Josef Eschenbach KG, Optik und Feinmechanik, Nürnberg	Sonnenbrillen	Hans Römer Neu-Ulm	Steinschlaghelme
Josef Ess, Sportartikelfabrik Sonthofen	Skibindungen	Revue Thommen AG Waldenburg/Schweiz	Höhenmesser
Rudolf Fischer KG Idar-Oberstein	Schnellkochtöpfe	Romika — Lemm & Co. Trier	Leichtbergstiefel
Greiter Special Cosmetic Weidling bei Wien	Sonnen- und Lippenschutz	Roskopf Sportartikelfabrik Immenstadt	Steigfelle
Habafa — Hans Gold Hamburg	Voltax-Flachbatterien	Salewa München	Bergausrüstung
Hammer Sportartikelfabrik Bad Mergentheim	Kurz-Skier	Paul Schnacke Schöppenstedt	Küchengeschirr
Hanwag, Vierkirchen	Bergschuhe	Solitaire GmbH Mainz	Lederbalsam
Henselwerke Magstadt bei Stuttgart	Lippenschutz	Söhngen GmbH Wehen/Taunus	Isolationsrettungsdecken

Sportschuhfabrik Adi Dassler Herzogenaurach	Tragetaschen
Stubai Werkzeugindustrie Fulpmes/Tirol	Eisaurüstung
Sunjet GmbH Sportwaren München	Gletscherbrillen
Utila Gerätebau — Werner Geyr Köln	Utila Rettungsdecken
Varta Stuttgart	Taschenlampen, Batterien
Hans Wagner, Schuhfabrik Vierkirchen/Obb.	Spezialbergschuhe
Wegu Gummifabrik GmbH Kassel	Luftmatrizen
Westdeutsche Isolierflaschen Comp. Oberursel/Taunus	Isolierflaschen
Wieland Ulm	Skistöcke
Winter Optik GmbH Fürth	Gletscherbrillen
Paul Wirths Solingen	Eßbestecke
Wischo KG — Wilsker & Co. Erlangen	Leuchtpatronen
August Wulf Bad Salzuflen-Schötmar	Primetta Sonnenbrillen
Carl Zitzmann & Co. Wertheim	Isolierflaschen
Fa. Anba Fürstenfeldbruck	Toilettenartikel
J. A. Benckiser Ludwigshafen	Toilettenartikel
Blendaxwerke Mainz	Toilettenartikel
Immcona Werk Oberdorf	Toilettenartikel
Rei GmbH Schwalbach	Toilettenartikel
H. Roschmann Ulm	Toilettenartikel
Wöhrle Winnenden	Toilettenartikel
R. Bosch, Photokino GmbH Stuttgart	Filmkamera
Ciba-Ilford GmbH Neu-Isenburg	Filmmaterial
Deutsche Philips GmbH Hamburg	Blitzwürfel
Erno Photo GmbH Eschborn/Taunus	Fotostative
Foto-Kino-Goetz Würzburg	Filmmaterial, Fotoausrüstung
Minolta Fototechnik Hamburg	Kameras, Objektive

Kleidung

Bayer. Woldeckenfabrik, Bruckmühl
Bekleidungshaus Honer, Ulm
Binder & Co., Hattenhofen
Fa. Boehm, München
W. J. Doleschal, Langenau
Ege und Lang, Ulm
Egeria, Tübingen
Elbeo-Werk, Augsburg
Falke, Schmallingenberg
Gajduscheck, Augsburg
Hengella GmbH, Aalen
G. Honold, Ulm
Fa. Hudson, Stuttgart
Kunert, Immenstadt
P. Küpper, Wuppertal
Dr. L. Kuttner, München
A. Otto, Göppingen
Drei-Pagen-Versand, Aachen
Fa. Palo, Neuffen
Schiesser AG, Radolfzell
G. Thelen & Co., Wittlich
Vereinigte Strumpffabriken, Kulmbach

Lebensmittel

Allgäuer Alpenmilch, München
H. W. Appel, Hannover
V. Angelmaier, Ulm
Badische Tabakmanufaktur, Lahr
Bahlsen, Hannover
Dr. Balke, Detmold
Bavaria Kekse, München
Bayer. Lagerversorgung, Neu-Ulm
Beko, Berlin
E. Bechtle, Tübingen
Biolabor GmbH, Bremen
Brauerei Gold Ochsen, Ulm
Böklunder Konservenfabrik, Böklund
Camembert-Industrie, Heising-Kempton
R. Dehne, Bündheim-Bad Harzburg
Donath-Kelterei, Unterföhring
Drei-Glocken-Werke, Weinheim
Dyna-Lebensmittel, Freiburg
Fa. Frank, Dettingen
R. Friedel, Bad Cannstatt
O. Frenze, Düsseldorf
Frigeo Werk, Geradstetten
K. Gaissmaier, Ulm
R. Gräbener, Karlsruhe
R. Gräbener, ETO Nahrungsmittel,
Ettlingen
General Foods, Elmshorn
E. Grosch, Oberhöchstadt
R. Hengstenberg, Esslingen
H. Herrmann, Kirchheim
W. Holzschuh, Ulm
Holdorf und Richter, Kiel

M. Jaggo, Neutraubling
Fa. Jäggle, Ulm
Jaus & Söhne, Stuttgart
Fa. Jokisch, Preetz
C. Jung, Neu-Ulm
Fa. Klopfer, München
Dr. W. Knoll, Krumbach
Knorr GmbH, Heilbronn
Kölln-Flockenwerk, Elmshorn
Dr. Lange & Co., Düsseldorf

Maggi GmbH, Frankfurt
Maizena GmbH, Hamburg
Milkana, Neu-Ulm
Moosburger Käsewerk, Moosburg
Fa. Mönnich, Kassel
Th. Nanz, Untertürkheim
Deutsche Nestle, Frankfurt
Neuform Vereinigung, Bad Homburg
Fa. Omira, Ravensburg
K. Ostmann, Bielefeld

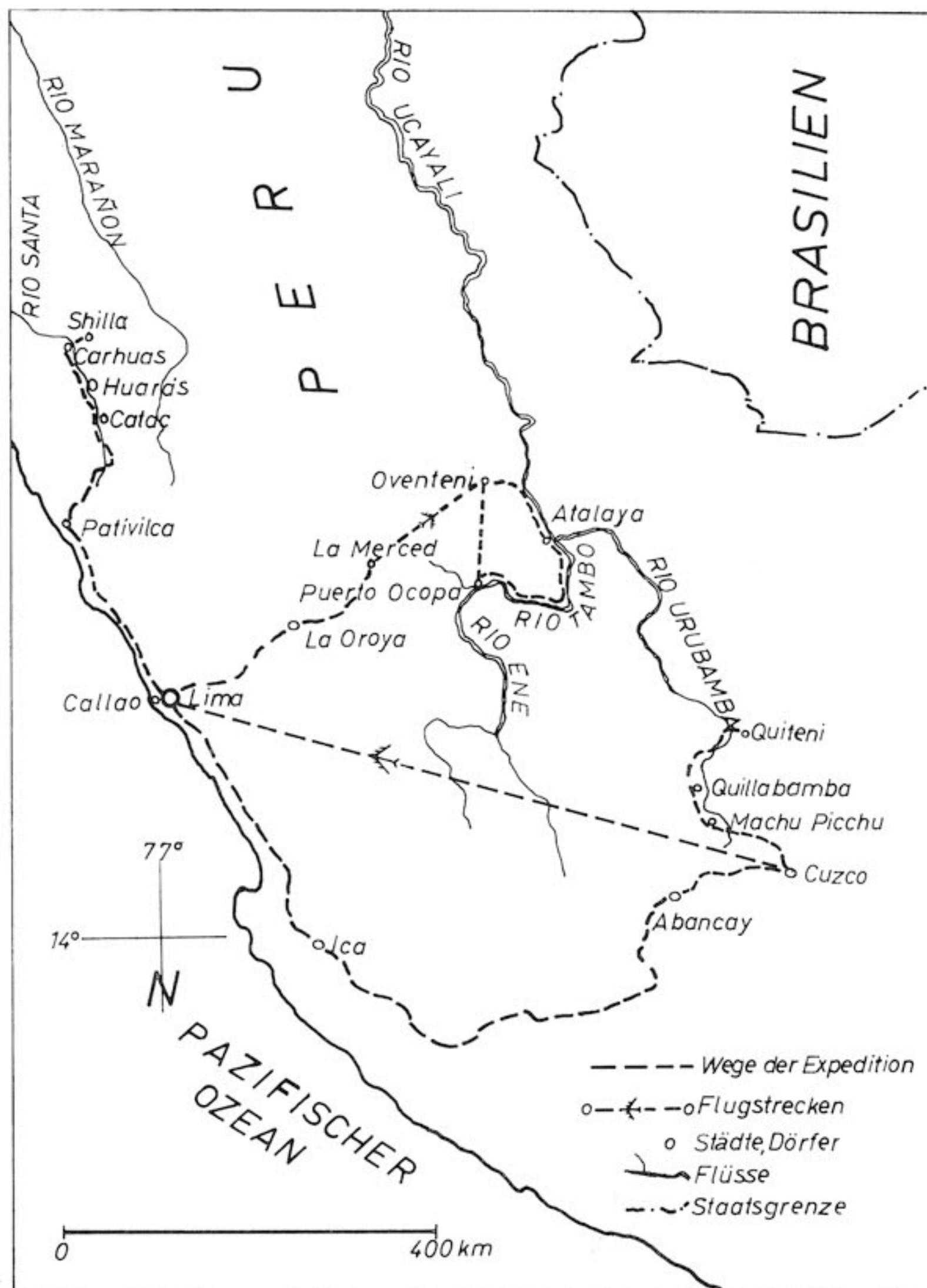
Pfanni-Werk, München
Fa. Polak, Weener/Ems
Dr. A. Oetker, Bielefeld
Otto Richter, Kiel
H. Rösch & Co., Bühlenhausen
Fa. Saumweber, München
Fa. Schreiber, Hamburg
Schwäb. Getränkeindustrie, Ulm
Silvia Werke, Sandhausen
Studt KG, Bad Kreuznach
A. Stock, Halle/Westfalen
Ph. Suchard, Lörrach
Teekanne, Düsseldorf
Trola GmbH, Krefeld
Ulmer Spatz, Ulm
Van Houten & Zoon, Krefeld
Fa. Vetter, Wunsiedel
W. Weber, Pfungstadt
Willis Minuten-Reis, München
F. Zentis, Aachen



Medikamente und medizinische Ausrüstung

Aesculap Werke, Tuttlingen
Asid Institut, München
Bayer Pharma Büro, München
Arzneimittelkontor Behring, München
Bosch & Sohn, Jungingen
Ciba AG, Wehr/Baden
Goedecke AG, Berlin
Ludwig Gramminger, München
Paul Hartmann AG, Heidenheim
Farbwerke Hoechst AG, München
Hormon Chemie, München
Lohmann KG, München
E. Merck AG, Darmstadt
Madaus & Co., Köln-Merheim
Pharmacodex GmbH, München
Dr. Karl Thomae GmbH, Biberach

Indiofrauen bieten Verpflegung an



Redaktion:

Peter Schiml, 848 Weiden, Boelckestr. 24
 Hansgeorg Winkler, 87 Würzburg,
 Friedrich-Ebert-Ring 16

Fotografien von den Teilnehmern

Alle Rechte vorbehalten!

Anden-Expedition der Deutschen
 Naturfreunde 1971

Gesamtherstellung: Central-Druck Stuttgart

